

Lichtenberg-
Jahrbuch
2009

UNIVERSITÄTSVERLAG WINTER HEIDELBERG

Lichtenberg-Jahrbuch 2009





Volker Neuhoffs Lichtenberg-Skulptur in Stade.

Lichtenberg-Jahrbuch 2009

Begründet von Wolfgang Promies †

Herausgegeben im Auftrag der
Lichtenberg-Gesellschaft

von Ulrich Joost
und Alexander Neumann
in Verbindung mit
Bernd Achenbach und Heinrich Tuitje

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für die finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung vorliegenden Jahrbuchs sind die Herausgeber vor allem den *Kulturämtern von Darmstadt und Ober-Ramstadt* zu großem Dank verpflichtet. Sie danken allen Bibliotheken, Archiven und privaten Besitzern für die freundlichst erteilte Erlaubnis zur Wiedergabe der in ihrem Besitz befindlichen Originale.

Manuskripte, Sonderdrucke und Bücher sind erbeten an die Redaktionsanschrift:

*Lichtenberg-Forschungsstelle
Technische Universität Darmstadt
Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft
Hochschulstraße 1
64289 Darmstadt*

Redaktion:

*Ulrich Joost
Alexander Neumann
Heinrich Tuitje*

ISBN 978-3-8253-5632-3

ISSN 0936-4242

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2009 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg

Imprimé en Allemagne · Printed in Germany

Gesamtherstellung: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:

www.winter-verlag-hd.de

Inhalt

Vorträge und Abhandlungen

Rudolf Drux: Weitaus mehr als „reiner Kohlenstoff“. Der Diamant in Naturkunde und Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts – von Opitz und Spee bis Lichtenberg	7
Linde Katritzky: Aktives Lesen. Lichtenberg bei der Lektüre von Boswells „Life of Johnson“	23
Kristian Köchy: „Auf der Grenze liegen immer die seltsamsten Geschöpfe“ – Lichtenberg zum Polypen	47
Antje Pfannkuchen: „...ob man nicht vielleicht dereinst würde ein Mittel erfinden, die Bilder der Camera obscura auf dem Papier stehen bleiben zu machen“ (A 220) – von Lichtenbergischen Figuren und der Erfindung der Fotografie	77
Elazar Benyoëtz: Unter den Gegebenheiten kommt auch das Mögliche vor. Eine Morgenlesung	91
Friedemann Spicker: Elazar Benyoëtz und Lichtenberg	113

Neue Quellen, kleinere Beiträge und Miszellen

Klaus Piller / Red: Zum Frontispiz des Jahrbuchs: Volker Neuhoffs Lichtenberg-Skulptur in Stade	117
Bernd Achenbach: Noch ein Wort zu Lichtenbergs „Wiener Hogarth“	119
Horst Gravenkamp: Zu Lichtenbergs Sudelbucheintragung L 708 (Nachtrag zum Jahrbuch 2008)	139
Ulrich Joost: Zur Rekonstruktion der verlorenen Sudelbücher G, H und K. Dabei ein paar übersehene Aphorismen Lichtenbergs	141
Ulrich Joost: Lichtenbergs „Vermischte Schriften“ von 1800 und 1844. Editorische, urheberrechts- und verlagsgeschichtliche Aspekte. Mit ungedruckten Briefzeugnissen	185
Magdalene Heuser: „Am Sonnabend war die Ueberschwemmung da“. Beschreibung eines Naturphänomens und literarische Kurznachrichten. Ein unbekannter Brief von Georg Forster an Christian Gottlob Heyne	205
Martin Turck: Darwins Nase	209

Forum

Friedemann Spicker: Die deutsche Aphorismusforschung seit 1990. Ein Forschungsbericht (II)	213
Register zum Forschungsbericht (I und II):	246

Auch ein Beitrag zum Humboldt-Jahr: Drei Stimmen zu Daniel Kehlmanns Roman „Die Vermessung der Welt“. Wolfgang Griep: Der Kehlmann-Kanal – Lieselotte de Vareschi: Una voz desde el Orinoco – zur Figur Alexander von Humboldts in Daniel Kehlmanns vermessenem Opus. – Peter Brosche: Über die Vermessenheit eines Welt-Schriftstellers. Ein Dialog-Essay. – Nachbemerkung der Redaktion.	253
Ulrich Joost: Lessings Mitleid und Jean Jacques Rousseau – Eine „bahnbrechende Entdeckung“ und kein Ende	267

Rezensionen

Dagmar Bellmann über Pierre Senegés: Fragments de Lichtenberg. 2008 . .	271
Gunhild Berg über Lichtenbergs Vorlesungen HKA Bd. 3, Göttingen 2007	275
Alexander Neumann: Gamaufs Erinnerungen aus Lichtenbergs Vorlesungen. Hrsg. von Fritz Krafft. 2007. Gamaufs Erinnerungen (= HKA Bd. 2). 2008	279
Alexander Neumann: Lichtenberg: Copernicus. 2008	283
Martin Stingelin über Jean Mondot: Lichtenberg. 2008	284
Martin Stingelin über Kirk Wetters: The Opinion system. 2008	285
Friedemann Spicker über Dirk Sangmeister: Jassoy 2009	289
Monika Meier über Goethe: Briefe Bd. 1 u. 2. 2008-2009	293
Rüdiger Singer über Claudia Taszus (Hrsg.): Festgabe für Günter Arnold 2008	302
Ulrich Kronauer über D’Aprile / Siebers: Das 18. Jahrhundert. Zeitalter der Aufklärung. 2008	307
Dirk Sangmeister über Karlheinz Gerlach: Freimaurer im alten Preußen. 2007	309
Dirk Sangmeister über Carola L. Gottzmann u. Petra Hörner: Lexikon der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs. 2007 . .	312
Dirk Sangmeister über Joachim Heinrich Campe: Briefwechsel. 2008 . . .	316
Dirk Sangmeister über Erich Donnert (Hrsg.): Europa in der frühen Neuzeit, Bd. 7. 2008	320
Ulrich Joost über Wellbery u. a.: Eine neue Geschichte der deutschen Literatur. 2007	324

Bibliographie

Ulrich Joost: Lichtenberg-Bibliographie 2007-2009 und Nachträge	328
Verzeichnis eingegangener Bücher	346
Siglen und Abkürzungen	348
Die Autoren des Jahrbuchs	349
In eigener Sache: Über die Lichtenberg-Gesellschaft	351

Vorträge und Abhandlungen

Rudolf Druх

Weitaus mehr als „reiner Kohlenstoff“ Der Diamant in Naturkunde und Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts – von Opitz und Spee bis Lichtenberg¹

In einer Folge der amerikanischen Kriminalserie „CSI-NY“ (2006), in der drei Damen im Outfit von Audrey Hepburn aus dem Spielfilm „Frühstück bei Tiffany“ (schwarzes Shift-Kleid, Sonnenbrille und Hut), das berühmte Juweliergeschäft seiner wertvollen Ware berauben, stellt einer der ermittelnden Kommissare angesichts des Todes eines Verkäufers, der den Diebinnen den ungestörten Rückzug mit ihrer Beute verwehren wollte, lakonisch fest: „Und das alles für etwas Kohlenstoff!“ Offensichtlich kannte sich der Polizist in der Mineralogie aus; aber er vergisst, was ihm sofort den strafenden Blick seiner Kollegin einträgt, nicht nur, dass „Diamonds are a girl's best friend“, wie es einst Marilyn Monroe zeitlos hauchend sang. Er ignoriert vor allem, dass zu deren Gewinnung ebenso die knallharte Ausbeutung der geschundenen Minenarbeiter gehört wie zu ihrer weltweiten Vermarktung nicht selten todbringende Transaktionen getätigt werden.² Allerdings, rein chemikalisch betrachtet, ist der Grundstoff des Diamanten, die ‚materia prima‘ in der Terminologie der Alchimisten, in der Tat Kohlenstoff, dem wir gemeinhin in jener gewiss nicht sonderlich glanzvollen Form des Graphits begegnen, wie er in Bleistiften vorzufinden ist. Während darin die Kohlenstoffatome nur lose verbunden sind, sind sie im Diamanten stark komprimiert, was von seiner Entstehung im Inneren der Erde, in einer Tiefe von 150 bis 300 Kilometern herrührt; denn der dort auf ihm lastende Druck von mehr als 40.000 bar bei einer Hitze von (mehr als) 1500° Celsius zwingt sie zu extremer Dichte (von ca. 3,5 g/cm²) zusammen.³

1. Lichtenbergs Bemerkungen über Leitfähigkeit, Helligkeit und „Beständigkeit“ des Diamanten

Auf solche Fakt(or)en richtet, unberührt von den ästhetischen Qualitäten und sozialen Implikationen dieses Edelsteins, der Physiker, in damaliger Bedeutung (nach griechisch *phýsis* = Natur) der ‚Naturforscher‘ schlechthin,⁴ seine Aufmerksamkeit.

Und so stellt sich Professor Lichtenberg, was bei seiner besonderen Vorliebe für elektrophysikalische Phänomene nicht verwundern kann, zuerst einmal die „Frage ob der Diamant ein Leiter der El. [Elektrizität] sei“ (L 965). Er sieht sie – zu seiner Enttäuschung – spätestens durch die „Versuche des Bürgers [Louis Bernard] Guyton“ 1781, über die ihn das „Allgemeine Journal der Chemie“ unterrichtete,⁵ zweifelsfrei verneint, habe sich doch der Diamant als „ein *sehr schlechter* Leiter [erwiesen], also in diesem Punkte von der Kohle abweichend“ (L 965: SB 2, 534). Das ist doppelt bitter; denn zuvor hatte Lichtenberg nicht recht glauben wollen, dass der Diamant „reiner Kohlenstoff“ sei – „was sind [dann] andere Steine [wie] der Quarz? usw.“ (J 2120) –, sich schließlich aber von dessen wahrer stofflicher Substanz überzeugen lassen. Und nun musste er auch noch vernehmen, dass dieser, allen Erfahrungen mit der Kohle zuwider, kaum elektrisch zu leiten vermag. Auch das Verfahren des geschätzten „Hrn. von Humboldt, königl. Preuß. Ober-Berggrath[s]“, „vermittelst des Galvanischen Fluidums die Gegenwart [selbst] des kleinsten Teils von Kohlenstoff“ nachzuweisen (L 873), konnte demzufolge für den Diamanten (wenn er „nach diesem Anthrakoskop probiert“ würde) nichts erbringen (L 873).

Aber nicht nur an Leitfähigkeit übertrifft den König der Edelsteine „die ihm in allen Stücken entgegengesetzte weiche und dunkle Schmiedekohle“,⁶ darüber hinaus scheint sie, wie Lichtenberg bereits 1779 mutmaßt, auch etliche der anderen „gerühmten Eigenschaften des Diamants in einem sehr hohen Grad“ zu besitzen. Dessen augenscheinliche Strahlkraft, die Lichtenberg mit dem Wort vom „Leuchten der Diamanten im Finstern“⁷ und ihren metaphorischen Blitzen wiederholt hervorhebt,⁸ kann er damit kaum (und schon gar nicht als Attribut der Kohle) gemeint haben. Es ist vielmehr seine viel beschworene Unzerstörbarkeit, die er aus der Sicht des Experimentalphysikers in Zweifel zieht:⁹

„Der Diamant, von dessen Beständigkeit Weltweise und Dichter so viel schönes erzählt haben, ist nichts weniger als beständig. Schon Kayser Franz des ersten Versuche beweisen, daß er nicht einmal die Hitze aushalten kann, die zum raffinieren des Silbers nöthig ist, und neuerlich haben die Herren Darcet und Macquer gar bewiesen, daß er unter allen Edelgesteinen der einzige ist, der evaporirt, oder welches wahrscheinlich ist, verbrennt.“

Und 1794 merkt er in einer Parenthese zu seiner ‚Erklärung‘ des Hogarth’schen Kupferstichs „Strolling actresses, dressing in a barn“ an: „[...] nach den neusten Versuchen verfliegt der Demant im Feuer“.¹⁰

Seine eigenen (empirischen) „Versuche“ bindet Lichtenberg zumeist ein in eine ganzheitliche Sicht der Dinge. So hält er seine diversen, auf gesicherten physikalischen Erkenntnissen beruhenden Plädoyers für die Armierung der Häuser mit dem Blitzableiter nicht nur für das Wohl der Menschen im Sinne praktischer Aufklärung, sondern bestückt sie darüber hinaus mit religionskritischen Angriffen, indem er gegen die Instrumentalisierung des Blitzes als Strafe Gottes polemisiert. Daneben begibt er sich auf sozialpolitisches Gebiet, wenn er die Nivellierung der Kluft zwischen Arm und Reich durch das Zerstörungspotenzial des Blitzes her-

vorhebt, und überführt seinen Einsatz für blitzabwehrende Maßnahmen, durch die sich ein Gewitter erst wirklich genießen und künstlerisch nacherleben lasse, schließlich in den ästhetischen Diskurs.¹¹ Dass in einer solchen interdiskursiven Perspektive auch der Diamant betrachtet wird, wird zum einen daraus ersichtlich, dass Lichtenberg die (neben seiner Lumineszenz) herausragende Qualität des Diamanten nicht mit einem physikalischen Terminus, sondern einem moralischen Begriff benennt, nämlich dem der ‚Beständigkeit‘ (lateinisch ‚constantia‘), jener im Zeitalter des Barock oft beschworenen stoischen Kardinaltugend, auf der die Unerschütterlichkeit des Gemütes (Ataraxie) gründet. ‚Beständig‘ aber kann nicht sein, wer schnell verschwindet, vergeht, ja geradezu „verfliegt“ wie Dampf oder Rauch, gleichfalls barocke Metaphern für Vergänglichkeit und Nichtigkeit (lateinisch ‚vanitas‘),¹² das Antonym zur unerschütterlichen Standhaftigkeit.

2. Der Diamant als Sinnbild für Geduld, Standhaftigkeit und Unvergänglichkeit

Dieses Prädikat ist dem Diamanten so fest zugeordnet, dass es seine Namensgebung bestimmte: griechisch ‚adámas, adámantos‘ ist der, der unbezwinglich (von ‚damazo‘ = zähmen; bezwingen) ist – wobei sich auch hinter dieser Bezeichnung ebenso überprüfbare Fakten wie sagenhafte Zuschreibungen verbergen. Seine Härte (wie das den Berichten der „Weltweisen“ und Fabeln der Dichter entnommene Qualitätsmerkmal der Beständigkeit mit mineralogischer Nüchternheit zu übersetzen wäre)¹³ sei dafür verantwortlich, dass er weder mit dem Hammer zu zerschlagen sei noch im Feuer verbrenne – das behauptet zumindest Gaius Plinius Secundus (der Ältere) in seiner weit wirkenden „Naturalis historia“ (1. Jh. n. Ch.). Und tatsächlich, in der Temperatur, die die antiken Schachtöfen erreichten, war der Diamant nicht zu schmelzen; dagegen wurde seine Unzerstörbarkeit unter Hammerschlägen spätestens in der Renaissance, worauf ich gleich noch zurückkommen werde, als Gerücht entlarvt. Ganz ins Reich des Mythischen gehört des Plinius Kunde, dass der Diamant sich im scharfen Blut des Geißbocks auflöse.¹⁴ Gerade sie aber hat zu zahlreichen Übertragungen angeregt, deren allegorischen Bedeutungen der Mediävist Friedrich Ohly in seiner so kenntnisreichen wie amüsanten Studie über „Diamant und Bocksblut“ 1976 nachgegangen ist.¹⁵ Diese zeigt eine erstaunliche hermeneutische Variabilität der jeweiligen Exegeten auf: Beispielsweise droht der vollkommene Diamant, der die Beständigkeit des Gerechten repräsentiert, im heißen Blut der Wollust zu zerschmelzen.¹⁶ In pejorativer Besetzung steht der Diamant dagegen für das harte Herz des Sünders, dessen Verhärtung durch das Blut, das Christus am Kreuz für die Menschen vergossen, gelockert wird.¹⁷ „Der Herzen Diamant ist durch sein Blut erweicht“, schreibt Catharina Regina von Greiffenberg in einem ihrer „Geistliche[n] Sonette“ (1662).¹⁸

Aber auch ohne Zugabe litholytischen Blutes lässt sich das Bedeutungsspektrum des Diamanten dank der Dingallegorese zu einem mehrfachen Schriftsinn erweitern, was ein Gemeindelied offenbart, das der rheinische Jesuit Friedrich Spee

von Langenfeld um 1620 geschrieben hat. Das Gedicht mit dem Titel „Von der Gedult“¹⁹ beginnt mit den beiden folgenden Strophen:

O Gold im Fewr!
Gedult wie thewr!
Wer kan dein Werth außsprechen?
O Edler Stein!
Gedult wie fein!
Demant der nicht zu brechen.
Gedult Demant/
Sehr wol genant/
Von allen wird gepriesen/
Jm Werck nicht viel erwiesen/
Jm Werck nicht viel erwiesen.

Ein frommer Christ/
Der gülden ist/
Muß Fewr vnd Prob nicht meyden.
All Creutz vnd Noth/
Biß in den Todt/
Gedultig muß er leyden.
Jm schlagen bricht/
Kein Demant nicht/
Gleich wie Demant all schlagen/
So leyd Gedult all Plagen/
So leyd Gedult all Plagen.

Auf ein ausschließlich wägendes Metrum bedacht, erzielt der Dichter trotz etlicher Eingriffe in den Lautbestand (Apokopen, e-Elisionen) und Verstöße gegen die Grammatik (wie die Inversion „sich todt am Kreuz must bluten“) einen im Ganzen stimmigen und sangbaren Text, in dem der spirituelle Charakter von Gold und Diamant dargelegt wird. Der für ein Gemeindelied erforderlichen Verständlichkeit kommt die unverzügliche Auslegung des Bildes entgegen:²⁰ Das Gold, das dem Feuer standhält, verweist sogleich auf die „thewre“ Tugend der Geduld, desgleichen der „Demant der nicht zu brechen“ ist. Das Kompositum „Gedult Demant“ ist deshalb „sehr wol genannt“, weil darin die mineralogische Ebene mit der heilsgeschichtlichen über ihre zentralen Begriffe verschränkt ist.

Die zweite Strophe wendet sich an das Mitglied der Gemeinde. Wenn „ein frommer Christ“ die Eigenschaft des Goldes besitzt, ein Feuer unversehrt zu überstehen, wird er in Pein und Qualen geduldig ausharren. Davon zeugt auch der Diamant, der unter Hammerschlägen nicht zersplittert. Eine solche Probe auf seine Echtheit zeigt die ‚pictura‘ eines Emblems von Dionysius Lebeus-Batillius (1587);²¹ darin wird ein Diamant auf einem Amboss von zwei Hammer schwingenden Männern bearbeitet – und übersteht diese Behandlung unzertrümmert:



Das beispielhafte sittliche Verhalten, das die Allegorese dem Diamanten als einem Element des Kosmos der göttlichen Zeichen mit der Entschlüsselung seines ‚sensus moralis‘ zuweist, führt am Ende aller Tage zur Erlösung von sämtlichen Leiden, die in der Nachfolge Christi zu ertragen sind. Dieser nahm „Pein und Schmach“ nicht nur ohne Rachgelüste hin (Str. 4, V.4), sondern liebte sogar bei „großen Schmerzen“ seine „Feind von Herten“ (4, 9f.). „Wer also thut“ (5, 1), der wird „grossen Lohn/ Jm Himmel [...] finden“ (5, 5f.).

Die letzten Verse des Liedes greifen das Eingangsbild nochmals auf: Gold und Diamant sind, im Wortsinn (*sensus litteralis*), Bestandteil jener prächtigen Krone, die dem Geduldigen im Himmel zuteil wird. In dieser Vorstellung ist der grundlegende allegorische Sinn aufgehoben: Dass das den Flammen ausgesetzte Gold und der mit Hammerschlägen geprüfte Diamant „ihm zur Kron gereichen“ (5, 10) werden, meint ja ‚allegorice‘, dass die Geduld in Leidenszeit, in der sich der gläubige Christ übt (*sensus tropologicus*), das ewige Leben im Reiche Gottes nach sich zieht (*sensus anagogicus*). Oder wiederum in metaphorischer Ausdrucksweise: Die schmerzhaft Dornenkrone verwandelt sich in die glorreiche Himmelskrone.

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Friedrich Spee auf die Unzerstörbarkeit des Diamanten beruft, um auf die Leidensbereitschaft des Christen zu verweisen, lässt kaum erahnen, dass diese Qualität der Kritik humanistischer Gelehrter anheim fällt: Es sei „keine Rede davon“, bemerkt zum Beispiel der portugiesische Mediziner Garcia da Orta, „dass der Diamant dem Hammer widersteht, vielmehr kann er mit einem Hämmerchen in Pulver verwandelt werden“.²² Desgleichen bestreitet der flämische Arzt Anselmus Boetius de Boodt die Unzerbrechlichkeit des Diamanten: „Omnes enim malleo facillime franguntur“,²³ heißt es in demselben Emblembuch von 1603, in dem, so Ohly, der Edelstein weiterhin „als Sinnbild der

Fürstentugend“ herhält, die den im oben angegebenen Emblem von Lebeus-Battilius gepriesenen Potentaten auszeichnet, „den keine Gefahren schrecken“. Es lässt sich also feststellen, dass sich eine spirituelle Deutung gegen naturkundliches Wissen durchsetzt, obwohl sie auf Voraussetzungen beruht, die diesem offensichtlich widersprechen; anders gesagt: Die exegetische Tradition entwickelt eine eigene Physik der gedeuteten Gegenstände. Die Merkmale, auf die sich die Auslegung jeweils gründet, werden dabei selbst gegen neuere physikalische (hier: mineralogische) Erkenntnisse in ihrer Faktizität behauptet. So hat Gabriel Rollenhagen in seinen „Vier Bücher[n] Wunderbarlicher biß daher vnerhörter, und ungleublicher Indianischer Reysen“ (4. Ausg. Magdeburg 1619) „die euserste Thorheit [beklagt], einen Demant, der vieltausent Kronen kostet, auff Stücken [zu] zerschlagen“,²⁴ woraus sich schließen lässt, dass er von der Zersplitterung des Diamanten Kenntnis besitzt. Dennoch verwendet er ihn gleich zweimal in seinem Emblembuch als Sinnbild für „unüberwindbare Tugend“. Aufgrund seiner Bildkomposition ist das Emblem „Nescit labi virtus“ besonders bemerkenswert:

Diamant und Felsen im stürmischen Meer
Nescit labi virtus.



Ipsa suis opibus contra omnes fulta ruinas,
Virtus, non ullo labitur, alma Loco.

In der ‚pictura‘ schwebt ein geschliffener Diamant über einem von Wellen umtosten Felsen,²⁵ wodurch sich das ‚tertium comparationis‘ beziehungsweise Ähnlichkeitskriterium, aus dem sich der allegorische Sinn ergibt, bereits ikonisch manifestiert: Da die beiden emblematischen Motive gemeinhin auf Standhaftigkeit abheben, ist der Verweis auf die unerschütterliche Tugend – auch ohne die linguistische Explikation im Motto und Epigramm – (im wahrsten Sinne des Wortes) nicht zu übersehen.

Auch Martin Opitz, im 17. und 18. Jahrhundert fast uneingeschränkt als Begründer der deutschen Dichtkunst verehrt,²⁶ hat das Emblem aufgegriffen. Zu Anfang desselben Jahres, in dem Spees „Gedult“-Lied in Würzburg erscheint, hält sich Opitz im winterlichen Jütland auf, wohin er auf seiner Flucht aus dem humanistischen Heidelberg gelangt war. Während seines dänischen Aufenthaltes verfasst er sein größtes Werk, ein Alexandriner-Epos in vier Büchern, das wegen seiner antihabsburgischen Tendenz erst 1633 (anonym) veröffentlicht wird: „Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Krieges“.²⁷ In den ersten vier Versen wird nach den Regeln der klassischen Rhetorik das umfangreiche Thema vorgestellt: der in Deutschland tobende Krieg, seine gottgewollten Ursachen und Momente des Trostes für die bedrängten Menschen. Mit dem dritten Themenbereich, der im Titel „Trostgedichte“ exponiert wird, erhält die Anrufung des Heiligen Geistes, durch die Opitz als christlicher Dichter die antike Invokation der Musen ersetzt, eine zusätzliche Begründung; denn der „Geist von GOtt gesandt / ja selber wahrer GOtt“ steht als ‚deus consolator‘, als „höchster Trost der Welt“ und „Zuversicht in Noth“ (192) in einer unmittelbaren Beziehung zum zentralen Textanliegen. Der wichtigste Trost, den Opitz dem Leser spendet, gründet auf der Überzeugung, dass der ewige Friede im Paradies denjenigen für die Schrecknisse des verheerenden Kriegs entschädigt, der sich tugendhaft zeigt und gegen alle Widerstände die Gebote Gottes befolgt. Nachdem der schlesische Dichter im ersten Buch das Kriegsgeschehen in grellen Farben ausgemalt hat, die Verwüstung der Äcker und Ländereien, den Zusammenbruch der Städte, den ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Stand vollzogenen Massenmord, die Misshandlungen an Frauen und Kindern, Folterungen, Leichenschändungen, überhaupt die Verrohung der Sitten und Perversion der Werte, „leitet er“, wie er selbst im Vorwort zum zweiten Buch sagt, „vns von der Eitelkeit dieser Welt auff den Weg der Tugend / vnd lehret wie ein weiser Mann in aller Anfechtung vnd Gefahr sicher vnd vnbewegt stehen könne“ (210).

Der standhafte Weise stoischer Provenienz, der durch eine Reihe von Exempeln aus Mythologie und Geschichte verkörpert wird (Odysseus, Sokrates, Cato minor und nicht zuletzt Jesus Christus selbst), trotzt, gestützt auf seine Tugend, allen Anfeindungen. Dass diese sich weder durch persönliches Leid noch gesellschaftliche Misere irritieren lässt, das lehrt neben dem vorbildhaften Leben besagter Männer das Buch der Natur, vor allem das Kapitel über die Edelsteine:

Laß einen Edelstein mit Kot vnd Mist vmbeschmieren /
Er wird doch seinen Glantz vnd Kräfften nicht verlieren:

Stoß einen edlen Sinn in Kummer vnd Gefahr /
Thu mit jhm was du wilt / er bleibt doch wie er war.
(II, 341-344)

Mit dem Diamanten korrespondiert auch hier der Felsen:

Ein Fels in tieffer See / ob schon die starcken Wellen
Mit Stürmen vnd Geräusch' jhm sich entgegen stellen /
Helt vnbewegtet aus / wie sehr das Wasser springt /
Wie sehr die scharffe Luft von Norden pfeiff vnd klinget:
So wird ein hoher Muht auch nimmermehr gezwungen /
Durch keine Dürfftigkeit / durch keine Noth verdrungen.
(II, 349-354)

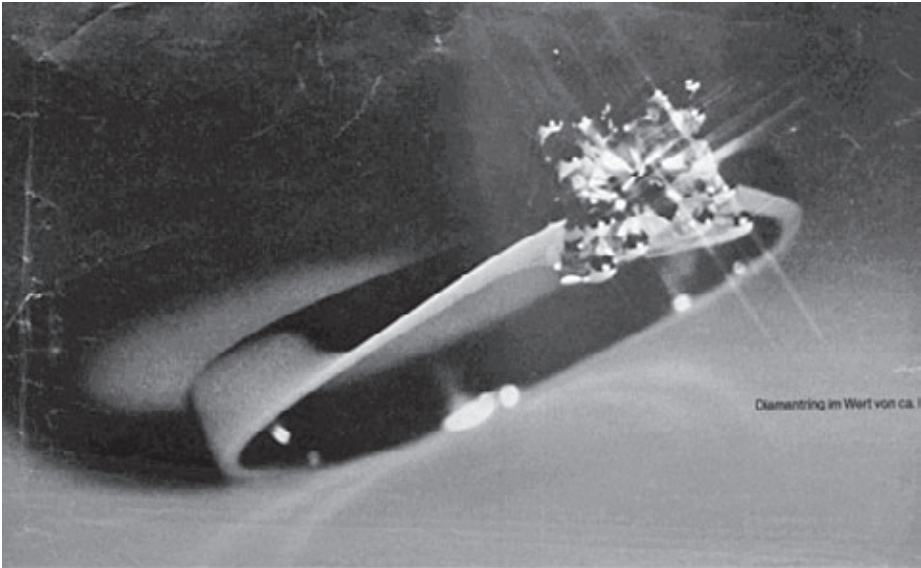
Die Beständigkeit, die Opitz dem Einzelnen als Trostmittel in seiner Mahnrede zur Tugend verordnet, macht er auch für die Gemeinschaft geltend. Der schlesische Dichter-Diplomat erkennt, indem er den sozialen Konsequenzen des ‚constantia‘-Postulats nachgeht, dass die Standhaftigkeit des Individuums, auf den Staat übertragen, Wehrhaftigkeit bedeutet: „Das gantze Vaterland / Steht mehrmals besser nicht²⁸ als in gewehrter Hand.“ (II, 175 f.)

Opitz verbindet also mit der moralischen Aufrüstung des leidenden Menschen die militärische des desolaten Staates, um den Widerwärtigkeiten des Krieges zu begegnen.²⁹ Dem Emblem des unzerstörbaren Diamanten kommt damit neben dem traditionellen ethischen ein politischer Sinn zu.

Die von Spee und Opitz sinnbildlich verwertete Härte des Diamanten, die zu seiner Unzerstörbarkeit stilisiert und früh ins Mythische gewendet wurde,³⁰ hat sich aber auch im eigentlichen Sinn das Handwerk zunutze gemacht. Plinius erwähnt in seiner „Historia naturalis“ zum Beispiel den Gebrauch von Diamantpartikeln durch Steinschleifer,³¹ und Garcia da Orta sieht die Zertrümmerbarkeit des Diamanten ganz pragmatisch: „Mühelos pflegt er mit einem eisernen Pistill im Mörser zu Pulver zerstoßen zu werden, um damit andere Diamanten zu schleifen“.³² Noch Lessing erörtert 1768 in seinen „Briefen antiquarischen Inhalts“ unter Berufung auf Plinius, ob die Alten beim Schneiden von Steinen „kleine schneidende Splitter“ oder den Staub des Diamanten verwendet hätten.³³ 1857 entwickelt Georges-Auguste Leschot die Diamantdrehbohrung, um Tunnels in schweres Gestein zu treiben, und bis heute werden Diamanten in Bohr- und Schneidegeräte und als Achslager für Präzisionsinstrumente eingesetzt (wozu man allerdings synthetisch hergestellte Industriediamanten benutzt).

Röslers „Lehrbuch der Mineralogie“ verzeichnet als die signifikanten Eigenschaften des Diamanten „Härte, gerundete Kristallformen und Lumineszenz“;³⁴ alle anderen gehören in das Gebiet der Litho-Mythologie. Sie schreibt ihm die Fähigkeit zu, Dämonen abzuwehren und eine glückliche Niederkunft zu befördern. Als Monatsstein ist er den Aprilgeborenen zugeordnet und verspricht Treue und Beständigkeit.³⁵ Auf genau diese Tugenden hebt die Juwelenindustrie ab, wenn sie

für ihre Edelsteinproduktion wirbt. In einer ganzseitigen Zeitschriftenanzeige wird zum Beispiel die Wange eines herzlich lachenden Mannes von den Fingerspitzen einer gepflegten Frauenhand berührt, die ein brillantbestückter Ring ziert. Dem ausdrucksstarken Bild mit dem wohlplatzierten Juwel teilt der Werbeslogan die suggestive Botschaft zu: „Ein Diamant sagt es. Für immer“.³⁶



Diamantring im Wert von ca. 1

„Du bist wirklich ein ganzer Mann!
Erst tigern wir stundenlang durch den
Regen und finden die nette,
kleine Kneipe im Wald doch nicht. Dann –
wie schön wär’s jetzt, in einem gemütlichen
Café zu sitzen – suchst Du
verzweifelt die Autoschlüssel... Drei
Kilometer zurücklaufen –
Schlüssel finden – aber wo ist nun
eigentlich das Auto?!

Du bist einfach unmöglich! Aber seit
Du mir den Diamantring zur Verlobung
geschenkt hast, weiß ich, daß ich
mich an nichts lieber gewöhne als
an Dich. An das Unmögliche...”



Ein Diamant sagt es. Für immer.

In anderen Annoncen heißt es weniger poetisch, aber umso bestimmter: „Ein Diamant ist unvergänglich“ – eben so wie die Liebe oder Treue des Mannes, der das Schmuckstück schenken soll.

3. Das Herz aus Diamant

Auch insofern er männliche Treue symbolisiert, ist der Diamant der Frauen „bester Freund“, darüber hinaus aber einem bestimmten weiblichen Typus gleichsam implantiert, nämlich der unerreichbaren Geliebten der petrarkistischen Lyrik. Deren Schönheit wird mit der Aufzählung von Körperteilen beschrieben, die mit präzisen Metaphern belegt werden. Diese „synthetische Frau“, wie die Dargestellte unter Berücksichtigung des sprachlichen Zusammenbaus ausgewählter, gemeinhin als erogen geltender Körperteile bezeichnet wird,³⁷ ist in der deutschen Lyrik schon früh, das heißt vor der opitzianischen Reform vertreten, wie die folgende Strophe des Leipziger Thomaskantors Johann Herrmann Schein (1586-1630) zeigt.³⁸

○ Sternen Äugelein!
○ Seiden Härelein!
○ Rosen Wängelein!
Corallen Lippelein!
○ Perlen-Zeenelein!
○ Honig Züngelein!
○ Perlemutter Öhrelein!
○ helfenbeinen Hälßelein!
○ Pomerantzen Brüstelein!
Bißher an euch ist alles fein:
Abr O du steinern Hertzelein /
Wie dass du tödst das Leben mein?

In Scheins schlichter Diminutivreihe wird das grundlegende Schema gut sichtbar: der Dualismus von „fein[em]“ Körper und hartem Herzen, der das Bild der schönen, aber grausamen Geliebten prägt. Wenn Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau dieses Strukturmuster in seinem Sonett „Vergänglichkeit der Schönheit“ aufgreift, kann er sich bereits auf einen beinahe ein halbes Jahrhundert lang gepflegten Umgang mit einer geregelten poetischen Sprache und zahlreiche deutsche Gedichte in der Tradition des Petrarkismus berufen.³⁹ Demzufolge setzt dieses auch höchst kunstvoll ein, und zwar mit einer eindeutig erotischen Gebärde, mit der sich der Tod dereinst der Geliebten nähern wird.⁴⁰

ES wird der bleiche tod mit seiner kalten hand
Dir endlich mit der zeit umb deine brüste streichen /
Der liebliche corall der lippen wird verbleichen;
Der schultern warmer schnee wird werden kalter sand.

Die Gestalt der Umworbene zeichnet eine geradezu göttliche „pracht“ aus, die in der Figur der ‚distributio‘⁴¹ dingfest wird: „Der liebliche corall der lippen“, „der schultern warmer schnee“, das mit „des goldes glantz“ wetteifernde Haar et cetera machen in summa die Schönheit der Angeredeten aus. Zugleich aber befinden sich diese attraktiven Körperphänomene im Prozess des Verfalls. Während die Schönheit durch die Anhäufung schöner Dinge nachzuvollziehen ist, wird ihre Vergänglichkeit durch die Verben angezeigt: ‚verbleichen‘, ‚zeitlich weichen‘, ‚austilgen‘, ‚nichtig werden‘, ‚untergehen‘. Gemäß dem prozessualen Charakter der Verwesung sind es ‚Zeitwörter‘, die den Verfall des jetzt noch herrlichen Körpers beschwören. Das einzige, was Bestand hat, ist das Herz der Dame, wie das letzte Terzett verrät:

Diß und noch mehr als diß muß endlich untergehen /
Dein hertze kann allein zu aller Zeit bestehen /
Dieweil es die natur aus diamant gemacht.

Der Diamant, der sogar den Stein zerschneiden kann, erfüllt augenfällig das traditionelle Muster von der Hartherzigkeit der schönen Geliebten in der Schlusspointe. Damit unterstreicht diese den Appell des Sprechers an die Angebetete, sich erweichen zu lassen und seinem Werben nachzugeben, bevor es zu spät ist, das heißt „der gottheit“ ihres prachtvollen Körpers, da die ihn konstituierenden leiblichen Schönheiten zu schwinden beginnen, nicht mehr gehuldigt wird.⁴² Allerdings ist nicht zu übersehen, dass der Diamant erheblich wertvoller ist als der profane Stein, der ja zum metaphorischen Ausdruck der Härte vollauf genügen würde. Dieser Eigenschaft zum Trotz ist das „aus diamant“ gebildete Organ (im Gegensatz zum steinernen) aber den leiblichen Kostbarkeiten zuzurechnen. Der Wert des diamantenen Herzens resultiert eben aus seiner „Beständigkeit“, als deren Sinnbild, wie gesehen, der Diamant in der Emblematik figuriert.

Hoffmannswaldau spielt also mit der Doppeldeutigkeit der diamantenen Härte, die – als petrarkistische Metapher – auf die Hartherzigkeit der Geliebten abhebt, als spirituelles Zeichen aber auf die Unvergänglichkeit der Tugend verweist,⁴³ und so wird der Appell des Werbenden, der der Geliebten die Vergänglichkeit ihres aus schönen Körperteilen konstruierten Leibes mit deren Verfall vor Augen führt, erheblich relativiert. Denn die Absicht des Sprechers, die Umworbene zu überreden, angesichts der zeitbedingten Hinfälligkeit ihres Körpers ihre Zurückhaltung und Unnahbarkeit aufzugeben, wird ja gerade dadurch unterlaufen, dass ihre tugend- und standhafte Haltung den Überredungskünsten des Werbenden gegenüber, der diese als Hartherzigkeit unterstellt, ihrem Seelenheil zugute kommt und ewiges Leben garantiert. Im Hinblick auf den Tagesgenuss müsste sich das harte Herz der Geliebten eigentlich erweichen lassen, solange ihr Körper noch begehrenswert ist. Sub specie aeternitatis aber, aus dem Blickwinkel der Ewigkeit betrachtet, gefährdete sie dadurch jedoch die Möglichkeit, „zu aller zeit [zu] bestehen“, weil sie, der Überredung stattgebend, ihre Tugend fahren ließe, deren Bewahrung ihr zur ewigen Seligkeit verhilft. Wie auch immer sie sich entscheiden wird, auf die doppelbö-

dige Argumentationsstrategie dieser fintenreichen Metaphorik wird sie keine überzeugende Antwort finden. Dem männlichen Begehren stattzugeben und zugleich als tugendhafte Repräsentantin der christlichen Familie aufzutreten ist ihr erst in der Ehe gestattet.⁴⁴

Die Formelhaftigkeit eines derartigen Frauen-Bildes mit dem stereotypischen Dualismus von Schönheit und Hartherzigkeit musste in der Aufklärung der Kritik anheim fallen. Den vor allem beklagten Mangel an Individualität, der der so Beschriebenen anhaftet, hat zum Beispiel Jean Paul in seinen Jugendsatiren aufs Korn genommen. So lässt er seinen fiktiven Gewährsmann I. P. F. Hasus die „Biographie einer neuen angenehmen Frau von bloßem Holz“ (1783/4) aufzeichnen.⁴⁵ Ihren Grundstock bildet eine auf dem Kirchenboden deponierte hölzerne Mosesstatue, in deren Rumpf ein passender „Haubenkopf“ eingesetzt wird. Um ihm das Antlitz einer „außerordentlichen Frau“ zu geben, macht sich ihr Biograph, Bildner und späterer Ehemann das Wissen „aus den besten Poeten“ (petrarkistischen natürlich, wie der folgende Katalog verrät)⁴⁶ zunutze, „unbeschreiblich schöne Augen müssten ganz aus Achat, schöne Zähne aus Perlen oder Elfenbein, schöne Lippen aus Rubinen, schöne Locken aus Gold, ein schöner Busen aus Marmor [...] gearbeitet sein“.

Belebt wird diese Kunstfrau erst in der Fantasie des Ehemannes, dem sie „förmlich angetraut wird“ und der das eheliche Bindegelübde, das sich in Edelmetallen und -steinen symbolisiert – bekanntlich übertrifft die ‚Diamantene Hochzeit‘ die ‚Goldene‘ noch an Dauer –, der die sakramentale Formel „bis dass der Tod Euch scheidet“ wirklich ernst nimmt: Er trennt sich von der ihm zeitlebens treu ergebenden anspruchslosen Schönen erst, nachdem sie das Opfer eines gefräßigen Holzwurms geworden ist.

„Ein Diamant sagt es. Für immer“ (s. S. 15) – mit seiner physischen Härte verbindet sich auf symbolischer Ebene durchweg moralische Festigkeit. Das war einem derart belesenen Mann wie Lichtenberg, der erklärtermaßen auch die Satiren Jean Pauls kannte,⁴⁷ natürlich geläufig. Und selbst wenn er sich in seinen Sudelbüchern auf die elektrophysikalischen Eigenschaften des Edelsteins und seine substanzlose Verflüchtigung beschränkte, zur lehrhaften Veranschaulichung realgeschichtlicher Vorgänge hat er durchaus auf dessen sinnbildliche Härte und Kostbarkeit zurückgegriffen. So beginnt ein versifizierter Bericht im Moritatenton über ein Ereignis, das „sich auf dem Felsen Calpe, gemeiniglich der Fels von Gibraltar genannt, und um denselben, sowohl in der Luft als auf dem Wasser zugetragen“ (SB 3, 427), mit einer spöttischen Strophe über das gescheiterte militärische Unternehmen des Don Martin Álvarez de Sotomayor, der „die Belagerung von Gibraltar drei Jahre, nämlich vom Sommer 1779 bis in den Sommer 1782, da er von dem Herzog von Crillon abgelöset wurde“ (SB 3, 428), durchführte:

Don Alvarez lag jämmerlich,
Bloß der Belagrung wegen,
So lang vor Calpe, daß er sich
Fast hinten durchgelegen:

Das macht, der Felsen ist fürwahr
Ein rechter Demant in dem Haar
Der Jungfer von Europa.

Wie der Diamant das Haar der von Zeus heißbegehrten Königstochter Europa schmückt, so prangt der Felsen von Gibraltar an der Afrika nahen Südspitze des Erdteils; jener aber ist (eigentlich) für den spanischen General ‚unbezwingbar‘ und fügt dem langjährigen Belagerer (metaphorisch) als harte Liegestatt beinahe einen *Decubitus dorsalis* zu, was im niederen Stil des Bänkelsangs mit der Wendung „sich [...] hinten durchgelegen“ einen (ein)gängigen Ausdruck erhält.

Versteckter als in dieser Moritat,⁴⁸ dafür aber mit der dem Epigramm eigentümlichen Pointiertheit erfolgt die verabreichte Lehre in einer Fabel, die im „Göttinger Musenalmanach“ 1787 veröffentlicht wurde (SB 3, 656); darin konkurrieren mit je einem jambischen Verspaar gesprächsweise

Das Demantene Halsband und der Strick

Das Demantband.

Verwegner Hanf, miß' dich mit Demant nicht,
Und beuge dich vor mir, von dem Europa spricht!

Der Strick.

Nur nicht zu stolz, mich möcht' Europa ehstens rächen
Und eben so vom häfnen Halsband sprechen.

Das spielt auf die durch den Scharlatan Cagliostro ausgelöste Halsband-Affäre an, durch den die moralische Verderbtheit des französischen Hofes ruchbar und der Ruf der Königin Marie Antoinette endgültig ruiniert wurde. Darüber hinaus bietet die Fabel eine allgemeinere Didaxe, dass nämlich so manches (unrechtmäßig erworbene) Halsband aus prachtvollen Diamanten das schmucklose aus Hanf nach sich zieht. Was Lichtenberg in Hinsicht auf das konkrete historische Exempel allerdings noch nicht wissen konnte: Den schönen Hals der Marie Antoinette zog kein Strick zusammen, sondern durchtrennte das scharfe Beil der Guillotine. Aber das ist ein anderes Kapitel aus der Kulturgeschichte der Technik.

- 1 Vortrag auf der 31. Jahrestagung der Lichtenberg-Gesellschaft in Ober-Ramstadt am 5. Juli 2008.
- 2 Vgl. Greg Campbell: *Tödliche Steine. Der globale Diamantenhandel und seine Folgen*. Hamburg 2003; s. auch den die mörderischen Begleitumstände des Diamantgeschäfts aufgreifenden Spielfilm *Blood Diamond* (Regie: Edward Zwick) mit Leonardo DiCaprio, USA 2006.
- 3 Vgl. hierzu Alois Haas, Ludwig Hödl, Horst Schneider: *Faszination Diamant: Zauber und Geschichte eines Edelsteins*. Rubin 1/03, 19-25 (www.ruhr-uni-bochum.de/rubin/rbin1_03/pdf/beitrag3_geistes.pdf, 14. 11. 2008). Dieser Aufsatz fasst die umfangreiche Materialpräsentation zur Natur- und Legendengeschichte des Diamanten, die Dies.: *Diamant – Zauber und Geschichte eines Wunders der Natur*. Hrsg. v. d.

- Margot-und-Friedrich-Becke-Stiftung (*Gespräche und Gedanken 3*). Berlin, Heidelberg 2004, vorgelegt haben, prägnant zusammen.
- 4 Noch in E. T. A. Hoffmanns Nachtstück *Der Sandmann* (hrsg. v. Rudolf Drux. Stuttgart 2., ergänzte Aufl. 2003, 16) wird „jener berühmte Naturforscher“ Spalanzani als „Professor der Physik“ tituliert; der als Vorlage dienende historische Lazzaro Spalanzani (1729-99) forschte aber auf dem Gebiet der Biologie (insbesondere der Embryologie und Physiologie).
 - 5 *Allgemeines Journal der Chemie*. Hrsg. v. A. N. Scherer. 1. Bd., Leipzig 1798, 294-298.
 - 6 *Einige gemeine Irrthümer 2*) in: GTC 1779, 74. Für den Hinweis auf diese und einige weitere ‚diamanthaltige‘ Stellen danke ich Ulrich Joost.
 - 7 *Excerpta mathematica et physica* (ungedruckt), p. 17.
 - 8 So in: *Ueber die Kopfzeuge*, GTC 1780, 123, oder in: *Hogarthische Kupferstiche. Die Heirat nach der Mode*, IV/4, SB 3, 952 u. 957.
 - 9 *Irrtümer* (wie Anm. 6), 73f.
 - 10 SB 3, 675; vgl. auch Vorlesung Bd. 3, 413 [Jung 162]: „alle Körper können verflüchtigt werden, selbst das Gold und Silber, der Diamant unter dem Brennspiegel [...]. Wenn auch nicht für sich allein doch durch Zusätze, oder größeren Grad von Hitze.“ Bereits „Newton [habe] die Brennbarkeit des Diamanten geweißagt“, von seiner „Refraktion“ auf „irgend einen verbrennlichen Bestandtheil“ schließend (ebd., 356, § 342. „Verschiedenheit der Refraktion.“).
 - 11 Vgl. Rudolf Drux: „Über Gewitterfurcht und Blitzableitung“. *Lichtenbergs Abhandlung im Diskursverbund der Spätaufklärung*. In: *Lichtenberg-Jahrbuch 1997*, 163-178, sowie zur Kulturgeschichte der technikgeschichtlichen Errungenschaft der Blitzableitung, die natürlich auch Lichtenbergs Engagement auf diesem Gebiet erfasst, Engelhard Weigl: *Entzauberung der Natur durch Wissenschaft – dargestellt am Beispiel der Erfindung des Blitzableiters*. In: *Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 22*, 1987, 7-39.
 - 12 Dass „wir vergehn wie Rauch vor starcken Winden“, lautet die Quintessenz in A. Gryphius’ Sonett über *Menschliches Elende*. (*Gedichte des Barock*. Hrsg. v. U. Maché u. V. Meid. Stuttgart 1980, 115).
 - 13 Unter ‚Härte‘ versteht die Mineralogie den Widerstand, den ein Körper dem Ritzen mit einem härteren Gegenstand entgegenbringt. Die Edelsteine erhalten auf der Härteskala die Spitzenwerte 7 bis 10; dabei übertrifft der Diamant Korunde wie Rubin und Saphir um das 140fache an Widerstandskraft.
 - 14 Plinius, *Hist. Nat.* 37, 59: „hircino rumpitur sanguine“.
 - 15 Friedrich Ohly: *Diamant und Bocksblut. Zur Traditions- und Auslegungsgeschichte eines Naturvorgangs von der Antike bis in die Moderne*. Berlin 1976.
 - 16 Vgl. ebd., 67-71.
 - 17 Vgl. ebd., 71-82.
 - 18 Catharina Regina von Greiffenberg: *Geistliche Sonette, Lieder und Gedichte* (1662). Mit einem Nachwort zum Neudruck von H.-O. Burger. Darmstadt 1967, 167.
 - 19 Zit. nach Michael Härtig: *Friedrich Spee. Die anonymen geistlichen Lieder vor 1623*. Berlin 1979, 138-140. Mit den Ausführungen zu diesem Liedtext beziehe ich mich auf eine frühere Studie: Rudolf Drux: *Der Geduld-Diamant. Ein Bild im Werk Friedrich Spees, kulturgeschichtlich betrachtet*, in: Theo G. van Oorschot (Hrsg.): *Friedrich Spee. Düsseldorfer Symposion zum 400. Geburtstag*. Bielefeld 1993, 93-122.
 - 20 Die ‚allegoria permixta‘, die Bild- und Deutungselemente vereint, ist von ihrer semantischen Struktur her einer didaktischen Funktion unterstellt, wird doch dank der übertragenen Wörter die Anschaulichkeit gesteigert und durch die Darlegung ihres geistigen Sinns Rätselhaftigkeit vermieden; vgl. Quintilian, *Inst. Or.* 8, 6, 47f.

- 21 In: *Emblemata. Zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Hrsg. v. A. Henkel u. A. Schöne. Stuttgart 1967, Sp. 85: „Quem nulla pericula terrent“, lautet das Motto des Emblems, das die subscriptio expliziert, indem sie den schlagfesten Edelstein mit dem tugendhaften König gleichsetzt, „den keine Gefahren schrecken“.
- 22 Zit. nach Ohly (wie Anm. 15), S. 114.
- 23 Ebd., S. 115.
- 24 Ebd., S. 117, Anm. 273.
- 25 Gabriel Rollenhagen: „Nescit labi virtus“, in: *Emblemata* (wie Anm. 21), Sp. 84. Seine allegorische Affinität zum standfesten Felsen lässt im Übrigen auch den Schluss zu, dass wirklich der nicht zu fragmentierende Diamant in der pictura dargestellt ist, auch wenn ein pyramidalen Körper nicht unbedingt an den gewöhnlich in Oktoedern kristallisierten Edelstein erinnert. Die Collage und ihre Explikation in der subscriptio beseitigen aber mögliche Zweifel an dem abgebildeten Gegenstand; im Grunde handelt es sich um die Zusammenstellung von zwei Dingen (res), die dieselbe spirituelle Bedeutung (sensus allegoricus) haben.
- 26 Vgl. Klaus Garber: *Martin Opitz, „der Vater der deutschen Dichtung“*. Eine kritische Studie zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik. Stuttgart 1976.
- 27 Martin Opitz: *Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Krieges. Gesammelte Werke*. Krit. Ausg. Hrsg. v. G. Schulz-Behrend. Bd. 1. Stuttgart 1968, 187-266. Die im Text zitierten Verse werden mit der Buch- und Verszahl angegeben.
- 28 Das Prädikat „besser stehen“ lässt sich unschwer dem Wortfeld ‚Beständigkeit, Standhaftigkeit‘ zuordnen.
- 29 Hier wird der starke Einfluss sichtbar, den der niederländische Moralphilosoph und Staatstheoretiker Justus Lipsius mit seiner Abhandlung *De constantia* (1599, 2/1601) auf Opitz und andere schlesischen Barockdichter ausgeübt hat. Vgl. zu Lipsius’ Bedeutung für den monarchischen Staat absolutistischer Prägung Gerhard Oestreich: *Geist und Gestalt des frühmodernen Staates*. Berlin 1969.
- 30 Vgl. A. Haas u. a.: *Diamant* (wie Anm. 3), 139-142 u. 219 f.
- 31 Plinius, *Hist. Nat.* 37, 60: „expetuntur hae sculptoribus“.
- 32 Zit. nach Ohly (wie Anm. 15), 114.
- 33 Gotthold Ephraim Lessing: *Werke*. Hrsg. v. H. G. Göpfert. Bd. 6. Darmstadt 1974, 287 ff. (XXXII. Brief).
- 34 H. J. Rösler: *Lehrbuch der Mineralogie*. Leipzig 1979, 289 f.
- 35 Sämtliche Informationen zur Geschichte des Diamanten-Mythos aus: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Hrsg. v. H. Bächtold-Stäubli. Berlin, Leipzig 1927, 2, 194 f.
- 36 Der „Diamant Verkaufsförderungs-Dienst“ in Frankfurt a. M., der den Branchenführer De Beers bewirbt, hat die Unvergänglichkeit des Diamanten zu seinem Markenzeichen erhoben. Auf ganzseitigen Illustriertenanzeigen (zu Ende der 70er- und Anfang der 80er-Jahre) wird diese in kompletten Geschichten vermittelt, die um ein häufig junges, noch keineswegs gesellschaftlich etabliertes und eher unangepasst wirkendes Paar gesponnen werden.
- 37 Vgl. z. B. Horst Albert Glaser: *Galante Poesie*, in: *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*. Bd. 3: *Zwischen Gegenreformation und Frühaufklärung*. Hrsg. v. H. Steinhagen. Reinbek 1985, 404 f.; die Topik und Topographie der „Donna sintetica“ hat an Hand weiterer Beispiele von Fischart bis Kleist zuletzt Ulrich Joost: *„Des Weibes Leib ist ein Gedicht“*. In: *Der Mensch als Konstrukt. Festschrift für Rudolf Drux*. Hrsg. v. R. Füllmann, J. Kreppel u. a. Bielefeld 2008, 155-170, beschrieben.
- 38 Johann Herrmann Schein: *O Sternes Äugelein!*. In: *Das Zeitalter des Barock. Texte und Zeugnisse*. Hrsg. v. A. Schöne. München 1963, 656.

- 39 Zudem ist in seinen kunstvollen Versen der Einfluss der sinnlich-manierierten concetti G. Marinos zu spüren, mit denen sich der Breslauer Ratsherr seit seinem Italienaufenthalt (1640/41) beschäftigte. Als Benjamin Neukirch *Herrn von Hoffmannswaldaus und anderer Deutschen auserlesene und bißher ungedruckte Gedichte* gut 15 Jahre nach seinem Tod herausgab (1695 ff.), waren „scharffsinnige“ Wendungen im Kontext einer verfeinerten Hofkultur besonders gefragt, gerade in Verbindung mit galanten Anspielungen und weit frivoleren Tönen, als sie in seinem Sonett erklingen.
- 40 Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau: *Sonnet. Vergänglichheit der Schönheit*. In: *Gedichte des Barock* (wie Anm. 12), 274.
- 41 Bei der distributio (diaeresis, digestio), der Teilung eines Ganzen (hier des weiblichen Körpers) in seine Teile, liegt der Akzent auf dem Gesamthema („Schönheit“), das, wie Heinrich F. Plett: *Einführung in die rhetorische Textanalyse*. Hamburg 1971, 45, erläutert, „aus der Summe der Details induktiv erschlossen werden“ muss.
- 42 Aus aktuellem Anlass (genauer: der Vertauschung von „gemeines“ mit ‚gemeinsam‘ [„Band“] in der Textvorlage für die Abiturklausur im Leistungskurs des Faches Deutsch in NRW 2007) hat Armin Erlinghagen Struktur, Bedeutung und Kontext dieser lyrischen Werberede am Beispiel einer Wendung des Sonetts: *als ein gemeines Band'. Über Texte, Themen und Aufgaben in schriftlichen Abiturprüfungen, Fach Deutsch. Überlegungen anlässlich des ersten Zentralabiturs in Nordrhein-Westfalen*. In: *WW* 57, 3/2007, 425-442, einer genauen literaturwissenschaftlichen und fachdidaktischen Analyse unterzogen und dabei weitere Beispiele für das Motiv der diamantenen Härte in barocker Lyrik angeführt (433). Darauf kann ich hier ebenso wenig eingehen wie auf die Interpretationen, die das Gedicht allein im letzten Jahrzehnt erfahren hat.
- 43 Vgl. dazu Rudolf Druх: „Wie reimt sie Lieb und Tod zusammen?“ *Gestalten und Wandlungen einer Motivkombination in der barocken Lyrik*. In: *DU* 37, 1985, H. 5: *Barockliteratur*, 25-37.
- 44 Der Königsberger Dichter Simon Dach setzt in seinen zahlreichen Hochzeitsgedichten (Epithalamien) gerne den Topos der ‚Flucht der Jahre‘: „Lasst Venus vnd jhr kind, / Eh' als wir müssen alten, / In unsern Herzen walten“ (Simon Dach: *Gedichte*. Hrsg. v. Walther Ziesemer. Bd. 1. Halle a. d. Saale 1937, 125), als schlagkräftiges Argument für die Heirat ein; denn diese führt einen Zustand herbei, in der Lust und Zucht ein gesellschaftlich akzeptiertes Bündnis eingehen, sodass eine „keusche Lieb“ praktiziert werden kann.
- 45 Jean Paul: *Einfältige aber gutgemeinte Biographie einer neuen angenehmen Frau von bloßem Holz*. In: *Sämtliche Werke*. Abteilung II: *Jugendwerke und vermischte Schriften*. Hrsg. v. N. Miller und W. Schmidt-Biggemann. Bd. 2. München 1976, 393-422.
- 46 Ebd., 395.
- 47 Vgl. L 514 (SB 1, 923): „Jean Paul Friedrich Richter [...]. Er hat sehr viel geschrieben.“ Als die beiden ersten Schriften, die „von diesem außerordentlichen Kopfe“ stammen, führt Lichtenberg explizit an: „1) Grönländische Prozesse oder satyrische Skizzen. Berlin 1783 2) Auswahl aus des Teufels Papieren nebst einem nötigen Aviso vom Juden Mendel 1789 ohne Druckort“.
- 48 Damit die Lehre auch ja nicht ungehört verhallt, wird sie in der letzten Strophe (46) mit der mahnenden Apostrophe: „Ihr Christen mit Vernunft begabt / O merckts, was ich erzählet“ (SB 3, 439), angekündigt, bevor sie in drei Imperativsätzen unmissverständlich expliziert wird.

Linde Katritzky

Aktives Lesen:

Lichtenberg bei der Lektüre von Boswells „Life of Johnson“

„[...] passives und aktives Lesen unterscheiden“ (E 266)

„Nichts erklärt Lesen und Studieren besser, als Essen und Verdauen.“ (F 203)

„Lesen heißt borgen, daraus erfinden abtragen.“ (F 7)

„A man loves to review his own mind.

That is the use of a diary, or journal.“ (Samuel Johnson)¹

Wie Lichtenbergs Aphorismen und Metaphern über aktives, sinngemäßes Lesen aufzufassen sind und wie er selbst seine Anweisungen auffasste, lässt sich besonders deutlich an seiner Lektüre von James Boswells „Life of Johnson“ nachvollziehen. Da er ausnahmsweise in seinem Staatskalender Beginn und Ende seiner Lesezeit auf den Tag genau festhielt, lassen sich die Sudelbuch-Eintragungen während dieser Zeitspanne genau mit seiner Lektüre verbinden und gewähren dadurch deutlichen Einblick in seine Lesegepflogenheiten sowie in sein intensives Interesse an Samuel Johnsons Werk und Leben. Aus den Tagebuchaufzeichnungen geht keine intensive Anteilnahme hervor, denn wie üblich für seine Tagebucheintragungen fehlt in der Reihenfolge unterschiedlicher Nachrichten jede gefühlsmäßige Betonung oder Unterscheidung. Außer Bemerkungen zum Befinden und zur Witterung sowie der nicht weiter ausgeführten Anmerkung „Anniversarium“, welche die jährlichen Feierlichkeiten zum Gründungstag der Göttinger Universität bündig zusammenfasst, heißt es im Staatskalender am 17. September 1791 nur: „Dr. Johnson's Leben von Boswell angefangen“ (SK 213). Am 10. Oktober findet sich dann neben Berichten zu Zahnschmerzen und verschiedenen gesellschaftlichen Verpflichtungen der trockene Vermerk: „Johnson's Leben in 2 Quartanten gendigt“ (SK 227). Dazwischen ist die Rede von Besuchen, Schriften, Briefen, Aufgaben aller Art: knappe Andeutungen über Alltägliches in einem geschäftigen, arbeitsreichen Leben. Johnsons Biographie wird nicht weiter erwähnt. Wie sie aber über Wochen hin Lichtenbergs Denken beeinflusste, zeigen die Sudelbuch-Eintragungen aus dieser Zeit. Anscheinend willkürlich hingeworfen und von gelegentlichen Erwähnungen Johnsons unvermittelt auf weit Entlegenes überspringend, deuten sie doch, sobald man dieser Verbindung folgt, auf systematische Einordnung der Leseerfahrung in eigene, längst überdachte und bearbeitete Interessengebiete. Was oft so unmotiviert und sprunghaft erscheinen mag, dass Lichtenberg sogar die Kraft zu straffem Denken abgesprochen wird und er noch jetzt in einem „Lexikon der verrückten Dichter und Denker“ Platz findet,² erweist

sich als ein weit gespanntes Netz an Erfahrungen, Untersuchungen und Überlegungen, in das er einfügt, was immer ihm an Wissenswertem begegnet, und das er für sich fruchtbar zu machen sucht, getreu seinem Vorsatz: „Nicht bloß wissen, sondern auch für die Nachwelt tun was die Vorwelt für uns getan hat, heißt ein Mensch sein“ (D 255).

Um das zu erfahren, was die Vorwelt an Werten hinterlassen hat und was andere bereits erarbeitet haben, empfiehlt er selektives Lesen, also konzentriert und „so zu lesen und zu studieren, daß es sich immer ansetzt“ und den eigenen Vorstellungen entspricht (D 459). Bei jeder solchen Lesebegegnung fühlt er sich daher bereichert, unbelastet von der Angst, von anderen übertroufen zu werden, oder zu finden, dass alle großen Ideen bereits vorweggenommen seien. Mit Johnson teilt er die neoklassizistische Pragmatik, die sich auf die lateinischen Klassiker beruft, vor allem auf Horaz, ungetrübt von der „Anxiety of Influence“, der Angst und Lähmung durch das Übergewicht berühmter Vorgänger.³ Mit der Absicht, Altbewährtes in der Gegenwart umzusetzen, verurteilt Lichtenberg alles Lesen ohne eigenes Denken, Urteilen, Vergleichen. Aus Lichtenbergs Sicht fördert kritisches Lesen vor allem eigenes Beobachten, um einen sich ständig vermehrenden Schatz an Lebenserfahrung anzuhäufen. „Lesen heißt“ aus seiner Sicht „borgen, daraus erfinden abtragen“ (F 7), denn „erfinden“, nämlich Neues bringen, „setzt eine weitläufige Selbstbetrachtung der Dinge voraus, man muß mehr sehen als sich sagen lassen. Assoziation“ (E 467). Das Wort „Assoziation“ bedeutet hier, die Einsichten anderer mit Selbsterlebtem zu verbinden und sie somit in zeitgemäße, den eigenen Zwecken dienende Weisheit umzumünzen. „Laß dich deine Lektüre nicht beherrschen, sondern herrsche über sie“ (G 210), fordert Lichtenberg daher, und seine Notizen während seiner Beschäftigung mit Boswells „Life of Johnson“ zeigen, wie er diesen Leitsatz auffasste und wie sein aktives Mit- und Umdenken aufzufassen ist.

Die erste auf Boswells Werk bezogene Notiz ist wohl J 778: „Schmucklos ist ja noch nicht geschmacklos“, denn gleich darauf folgt – mit dem Nachsatz „(imit.)“ für „nachzuahmen“ – ein kurzes Exzerpt auf Englisch aus Boswells Beschreibung von Johnsons spartanischer, ärmlicher Existenz in jüngeren Jahren: „On clean shirt day he went out and paid visits“ (J 779).⁴ Der nächste Eintrag lautet: „Er schrieb und dachte frisch vom Leben weg ohne alles erst durch das Filtrum der Konvenienz laufen zu lassen“ (J 780). Da Lichtenberg die Einzahl der dritten Person gegebenenfalls auch für sich selbst benutzte, bleibt oft unklar, wen er eigentlich damit meint. Hier jedenfalls ergibt sich der Bezug zu Johnson, wenn Lichtenberg eigene Gepflogenheiten beschreiben sollte, an deren Bestätigung durch Johnsons von Boswell preisend beschriebenes Vorbild. Johnsons besondere Arbeitsweise und den ihm eigenen markanten Stil sieht Boswell bereits während der frühen Jahre, in denen sich Johnson mühsam durchbrachte, indem er über alles schrieb und alles übersetzte, was sich anbot, ob unter eigenem Namen oder anonym, und hauptsächlich für das „Gentleman’s Magazine“.⁵

Wie er in einem ersten Schreiben an dessen Herausgeber, Edward Cave, mit be-

merkenwerter Zuversicht ankündigte, trug Johnson dann wesentlich dazu bei, den Stil des Journals entscheidend zu heben und den Leserkreis zu erweitern, zu dem später dann auch Lichtenberg zählte. Hier fand Johnson die Möglichkeit, seine Fähigkeiten zu zeigen, und Boswell zitiert ein sechsstrophiges lateinisches Gedicht, das Johnson Cave 1738 dankbar widmete. Es erschien lateinisch und bald darauf auch englisch im „Gentleman's Magazine“. Boswell bringt beide Versionen, von der lateinischen kopierte sich Lichtenberg die fünfte Strophe (J 782).⁶

In der folgenden Notiz nahm er sich vor, „das Leben Boerhaave[s] im Gentleman's Magazin 1739 p.37 von Dr. Johnson“ (J 783) nachzusehen. Interesse an Johnsons Biographien und biographischen Richtlinien spricht auch aus J 785: „Im biographischen Fach übertraf nach Boswells Urteil Johnson alles vor ihm, im Gentleman's Magazin Februar 1754 steht auch Cave's Leben von ihm.“ Von Johnsons „Lives of the Poets“, die Boswell allen Biographien Johnsons voranstellt, hatte Lichtenberg bereits 1781 für das „Göttingische Magazin“ das „Life of Pope“ verkürzt übersetzt.⁷ Am 3. März 1783 berichtete Lichtenberg dann an Johann Andreas Schernhagen: „Dieterich druckt jetzt die vortreffliche Johnsonsche Ausgabe von englischen Dichtern in 68 Bändchen mit den Lebensbeschreibungen nach, die Muster einer feinen Critick sind.“ Lichtenberg selbst übernahm die letzte Revision, und obwohl er noch bis zum Sommer 1784 daran arbeitete, erschienen doch nur die ersten zwei Milton gewidmeten Bände.⁸

Johnson scheint vordergründig nicht an einem Gedanken beteiligt, der ganz auf Göttingen und seine Universitätsverhältnisse zugeschnitten ist: „Ich verkaufte wie Esau mein Geburts-Recht, in die Fakultät zu treten, gegen etwas Ruhe“ (J 784). Eindringlich ist hier Lichtenbergs eigene Situation mit wenigen Worten durch eine Anspielung auf das Alte Testament geschildert. Dennoch findet sich auch hier eine Parallele, die es ermöglicht, Lichtenbergs Denk- und Arbeitsweise nachzuvollziehen und überdies seinen Ausspruch tiefschichtiger zu verstehen. Boswells Bemerkung nämlich, dass, obgleich Esau auf sein Erstgeburtsrecht samt der damit verbundenen Vorrechte verzichtet habe, er dennoch der Erstgeborene wäre und bliebe, wandelt Lichtenbergs Verzichten von resigniertem Nachgeben in unerschütterliches Bestehen auf eigenem Wert.⁹

Es folgt eine von Lichtenbergs gehaltvollen, aber kurzen Bemerkungen, für ihn selber zweifellos bedeutsam, dem uneingeweihten Leser aber oft schwer zugänglich: „Offensiver und defensiver Stolz“ (J 786). Hier lässt sich jedoch der Sinn unschwer feststellen, denn Boswell berichtet von einer Unterredung zwischen Johnson und seinem Freund Dr. Adams, Master des Oxforder Pembroke College, in welcher Johnson Lord Chesterfield, der ihn vergeblich in seinem Vorzimmer lange hatte warten lassen, als den stolzesten Mann seiner Zeit bezeichnete. Adams Einwand, dass Johnson mindestens ebenso stolz, wenn nicht gar der Stolzere von beiden sei, entwarfnete dieser mit der Behauptung, dass sein Stolz nur defensiver Art sei.¹⁰ Die nächste Eintragung ist eine der vielen universalen Einsichten, die Lichtenberg aus Literatur und Lebenserfahrung abstrahierte. Ob sie sich auch auf Johnson bezieht, muss offen bleiben. Jedenfalls illustrieren dessen Wahrheitsliebe

und lange andauernden finanziellen Schwierigkeiten die bedauerliche Einsicht: „Vom Wahrsagen läßt sich wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheit sagen“ (J 787). Schon in der nächsten Notiz erweist sich der Einfluss der Lektüre wieder unverkennbar: „Johnson besitzt vorzüglich eine Stärke Dinge durch Gleichnisse zu erläutern die außerordentlich ist, und zeigt wie hell er über alles denkt“ (J 788). Boswells Berichterstattung wirkt hier als Anreger, das Urteil setzt aber auch Kenntnis von Johnsons Schriften voraus sowie Lichtenbergs stetes Interesse an Metaphern.¹¹

Mit dem Satzfragment: „Der schwer gelehrte Bär Dr. Johnson“ (J 789) zeichnet Lichtenberg wieder einen seiner unvollendeten Gedanken auf, die zum Nachdenken anregen, ohne Anleitung aber nicht immer eindeutig interpretiert werden können. Da Boswell verschiedentlich darauf zu sprechen kommt, wie allgemein die Bezeichnung „Bär“ für den ungefügen, schwerfälligen Johnson gebraucht wurde, ja, dass sie selbst in Johnsons Gegenwart Anlass zu satirischen, gutmütigen Hänseleien gab, erweist sich diese Notiz, die isoliert auch als Abwertung verstanden werden könnte, durch die Einschlebung „schwer gelehrt“ als ehrende Anerkennung geistiger Größe.¹² Der freie Wille, auf den die nächste Eintragung (J 790) zu sprechen kommt, war ein allgemeines Anliegen der Aufklärung. Lichtenbergs Überlegungen zu diesem Thema, wie nämlich Ursache und freier Entschluss einander bedingen, scheint angeregt von einem Versuch Boswells, Johnson zu Äußerungen über „fate and free will“ anzureizen, wobei Lichtenberg „fate“ (Schicksal) als „Ursache“ überträgt. In J 790 findet auch Lichtenberg keine befriedigende Antwort auf diese umstrittenen Fragen. Johnson beantwortet sie nur ausweichend mit der Erklärung, die Lichtenberg dann in J 811 exzerpierte: „All theory is against the freedom of will, all experience for it“.¹³

Im Aphorismus „Sympathie ist ein schlechtes Almosen“ (J 791) mischt sich Lichtenbergs Lebenserfahrung mit der pragmatischen Einstellung Johnsons, der in Notfällen immer zur praktischen Hilfe riet, so zum Beispiel, wenn er ein Geldstück für Arme für wirkungsvoller erklärt als gut gemeintes Zureden. Gleichzeitig wies Johnson auch wiederholt darauf hin, dass die Welt den Reichen und Mächtigen, die mit Pomp und Selbstbewusstsein auftreten, weit mehr Ehre erweist als der Tugend in bescheidenem Kleid – Wahrheiten, die in J 781 widerklingen: „Die Degen, welche die größten Eroberungen machen, sind die mit Demanten besetzten“ und: „Es ist Demantstaub, der, wenn er auch selbst nicht mehr glänzt, doch dient andere damit zu schleifen“ (J 793). Diamanten sind aus dieser Sicht Chiffre für Reichtum und Macht.¹⁴

An einer am 24. September 1791 zitierten, befremdlich erscheinenden Ansicht Johnsons, nämlich dass „die Beschreibung des Tempels in Congreve’s Mourning Bride“ alles, selbst Shakespeare, übertreffe, „was man von lebloser Natur in dieser Art hat“ (J 792), zeigt sich, dass Lichtenberg manches unvollkommen und nur als Gedächtnisstütze niederschrieb und dass dem fremden Leser, den er nie erwartet und vorausgesetzt hatte, daher oft nur ein Teil dessen zugänglich wird, was er für sich selbst in einer flüchtigen Niederschrift festgehalten hatte. Boswell führt näm-

lich anlässlich dieser Feststellung ausführlich aus, wie Johnson seine ungewöhnliche Bevorzugung überzeugend erklärte, unter anderem mit einer seiner markanten Metaphern.¹⁵

Die Beobachtung: „Mancher Schriftsteller so bald er ein bißchen Beifall erhält glaubt alles von ihm interessiere“, zeigt zunächst keine Verbindung mit Boswell, umso mehr, als sie mit einer negativen Beurteilung des von Lichtenberg gering geschätzten „Schauspiel-Schmierer[s] Kotzebue“ verbunden ist (J 794). Doch auch hier finden sich Parallelstellen bei Boswell, insbesondere in der Anekdote von Dr. Walter Harte, der sich am Tag der Publikation seiner „History of Gustavus Adolphus“ aus London zurückzog, um übertriebenen Glückwünschen zu entgehen, nur um dann zu festzustellen, dass von seiner Großtat kaum Notiz genommen wurde.¹⁶

Sehr viel mit wenigen Worten sagend, heißt es in J 795: „Sie zog eine Lieb- und Leibrente“. An wen Lichtenberg dabei gedacht hat, wird aus dem kleinen Satz nicht ersichtlich. Was er gedacht hat, zeigt sich aber in seinen Hogarth-Erklärungen, wo er durch die Metapher in taktvoller Umschreibung die Beziehung des jungen Mädchens zu dem ältlichen Galan auf der zweiten Platte im „Weg der Buhlerin“ verdeutlicht: „Er hat sie auf *Leib- und Lieb-Rente*.“ Wahrscheinlich folgt auch diese Wendung einer Anregung Boswells, der ausführlich und an verschiedenen Stellen Johnsons bestens unterrichtete Äußerungen über Renten festhält. Allgemeines Aufsehen erregte auch die sarkastische, eigenwillige „Dictionary“-Definition von „pension“ (Rente), mit welcher Johnson, damals noch in beträchtlichen Existenznöten, seinem Verdruss über Mangel an offizieller Anerkennung Luft machte. „Pension“ bezeichnete er verbittert als „Zuwendung ohne Verdienst und Gegenleistung, in England auch besonders zu verstehen als Belohnung von Staats-Schmarotzern für Landesverrat“. Selbstverständlich wurde er deshalb nicht nur belacht, sondern auch heftig angegriffen, vor allem, als er dann 1762 selbst eine jährliche Rente von 300 Pfund von Georg III. annahm. Johnsons Verlegenheit darüber und seine unterschiedlichen sophistischen Versuche, sich aus der selbst gelegten Schlinge zu befreien, schildert Boswell breit und sichtlich darum bemüht, seinen bewunderten Freund ins beste Licht zu stellen.¹⁷

Weniger deutlich zeichnen sich Parallelen zu dem knappen Dialog J 796 ab: „A. Kann es auch schönes Wetter werden, wenn das Barometer fällt? B. werden nicht, aber bleiben wenn es war. (pattern)“, aber das englische Wort „pattern“, für Muster, Vorbild, deutet auch auf Zusammenhänge. Barometer, weithin im Gebrauch verbreitet und somit keiner weiteren Erklärung bedürftig, zog Lichtenberg daher gelegentlich in volkstümlicher, scherzhafter Weise zu literarischen Vergleichen heran. Ob die Anspielung hier die eigentliche Unkenntnis der Bevölkerung von solchen Geräten herausheben will oder deren Unvollkommenheiten und Versagen, bleibt offen. Für Ersteres sprechen etwa Beobachtungen wie C 84: „Barometer nennen sie öfters Barmeter und daraus machte ein Mann Burmester“, für Letzteres solche wie B 302: „Daß das Barometer öfters fällt, wenn es trüb wird, daran sind die Wolken ebenso wenig Ursache, als an manchen Örtern die Jahrmärkte daß

es regnet.“ Die Anmerkung zu dieser Notiz in SB 1/2K weist auf die Ansicht von Franz Mautner hin, „daß L. sich das ‚Dialogbruchstück‘ zum Muster nehmen, ‚also auch nachahmen wollte.“ Dass dies auf Englisch geschah, könnte auf intensives Eintauchen in Boswells Sprache deuten, ebenso aber auch auf Anregung durch die gelegentlichen Wettergespräche, in denen Johnson immer energisch und manchmal gegen allen Augenschein bestritt, dass er sich vom Wetter in irgendeiner Weise beeinflussen lasse.¹⁸

Selbst das erheiternde Erlebnis mit der Gartenfrau, die bitterlich weinte, weil sich ihr Mann zum Abendmahl rüstete, konnte die Ausrichtung auf Boswells Biographie nur vorübergehend unterbrechen. Ein Tröstungsversuch, dass es ja gut sei, einen so frommen Mann zu haben, schlug fehl. „Ach ja fromm, wenn er zum Nachtmahl gewesen ist, so besäuft er sich, und da krieg ich allemal Schläge“, war die klägliche Antwort (J 797). Wie eine Gegenüberstellung zu dieser bedauerlichen Realität mutet das nächste Exzerpt an: „*Serviendum et laetandum*“ (J 798). Es ist die letzte von vier lateinischen Zeilen, in denen Johnson seinen Entschluss formulierte, und in ihr nahm er sich vor, Gott willig und freudig zu dienen.¹⁹ Solche Vorsätze fasste Johnson schon seit früher Jugend, besonders an Neujahr und hohen Kirchenfesten, um sich selbst dann immer wieder anzuklagen, dass nichts erreicht und alles vergeblich sei. Wie so viele besonders kreative und produktive Menschen, darunter auch Lichtenberg, bezichtigte sich auch Johnson immer wieder der Trägheit und Indolenz. Möglich ist, dass diese Beharrlichkeit im Fassen guter Vorsätze Lichtenbergs Notiz über die wirkungslosen Januarwünsche auslöste, worin er solche zum Misslingen verurteilten Zukunftspläne verallgemeinerte und sich von ihnen distanzierte: „Der Januarius ist der Monat, da man seinen guten Freunden Wünsche darbringt, die übrigen die, worin sie nicht erfüllt werden“ (J 799).²⁰

In der nächsten Eintragung ist der Einfluss von Boswell so verwischt und umgearbeitet, dass nur der Hinweis auf englische Verhältnisse mutmaßen lässt, dass auch hier Anregungen aus der Lektüre des „*Life of Johnson*“ mitspielen. Ausschließlich auf Göttinger Verhältnisse bezogen schlägt Lichtenberg vor: „Es wäre wohl einmal ein Versuch zu machen die Charakter hiesiger Professoren und anderer berühmter und berüchtigter Männer mit Versen aus dem *Horaz* geben.“ Mit grammatischer Fahrlässigkeit, die auf Gedankenballung schließen lässt, fährt er fort: „Im Englischen hat man ein solches“, und stellt dann sogleich seine eigene klassische Belesenheit unter Beweis, indem er einen seiner Kollegen mit Worten aus den Oden von Horaz als unbescholten und frei von Schuld kennzeichnet: „*Böhmer Integer vitae scelerisque purus*“ (J 800). Horaz, auf den sich auch Lichtenberg häufig beruft, zählt unter die klassischen Schriftsteller, die Johnson mit Vorliebe zur Bestätigung seiner eigenen Ansichten heranzog, und reichliche Zitate aus der klassischen Literatur gehörten für ihn zur universalen Sprache literarischer Bildung. Horaz taucht daher häufig auf im „*Life of Johnson*“. Lichtenberg bezieht sich aber speziell auf eine Abendunterhaltung, bei der die Rede auf eine journalistische Tendenz kam, Zeitgenossen mit Stellen aus der klassischen Literatur zu be-

schreiben.²¹ Die Nachwirkung dieser Mitteilung zeigt sich dann nach beendeter Lektüre, wenn Lichtenberg selbst eine lange Reihe von Zitaten aus den Oden des Horaz zusammenstellt und wirkungsvoll auf Kollegen und sonstige Bekannte bezieht (J 838).

Auch die Bemerkung J 802, deren Wortlaut Lichtenberg noch zu verbessern gedachte, verdankt Boswells Biographie ihre Anregung: „Mäßigkeit setzt Genuß voraus, Enthaltbarkeit nicht. Es gibt daher mehr enthaltene Menschen als solche die mäßig sind.“ Wie Boswell berichtet, konnte Johnson außerordentlich enthaltend sein, kannte aber Mäßigkeit weder beim Essen noch Trinken.²² Die Generalisierung, die Lichtenberg aus dieser individuellen Eigenheit ableitet, nährt sich aus seinem eigenen Meinungssystem und demonstriert die Befolgung seiner „Regel beim Lesen ... die Absicht des Verfassers, und den Hauptgedanken sich auf wenig Worte zu bringen und sich unter dieser Gestalt zu eigen zu machen“, und das Gelesene stets mit seinem eigenen Vorrat zu vergleichen und mit seinem Meinungssystem zu vereinigen (F 1222). So auch in der anscheinend ganz aus seinem persönlichen Umfeld abgeleiteten Charakterisierung: „S. tat selten Unrecht, aber was er tat, gemeinlich zur unrechten Zeit“ (J 803). Promies schließt hier wohl mit Recht auf Johann Heinrich Seyde und dessen bereits in J 542 berichtete Absonderlichkeiten. Doch hier bestätigt Lichtenberg durch eigene Beobachtungen eine Formulierung Johnsons, der das zwar richtige, aber zum unangebrachten Zeitpunkt erfolgte Vorgehen der Staatsminister beanstandete.²³

Trotz seiner meist ärmlichen Verhältnisse war Johnson freigebig und stets bereit, die Not anderer zu mildern. Da er seine Wohltätigkeit nicht zur Schau stellte und ihm oft seiner rauen Art wegen warmes Gefühl abgesprochen wurde, nutzte Boswell jede Gelegenheit, seinen Freund ins rechte Licht zu stellen. Häufig wird daher erwähnt, dass er für Bedürftige sorgte und auch jederzeit freizügig unter Bettler verteilte, was er gerade an Münzen in den Taschen trug. Wenn Lichtenberg dann berechnet: „Wenn man alle Tage 3 Armen etwas gibt, so gibt man des Jahrs 1095 etwas und das ist eine Armee“ (J 804), so entspricht das einigermaßen Johnsons Gepflogenheiten, wie Boswell sie schildert. Zusätzlich berichtet er, jemand habe sich gerühmt, jährlich tausend Leute zu verköstigen, was Johnson dann sofort abwertete, indem er das auf drei Personen pro Tag veranschlagte.²⁴ Boswells Beschreibung von Johnsons Arbeitsweise setzt Lichtenberg mit knappen Worten in einem Aphorismus um, wenn er die Art, Meinungen gefällig und erfolgreich zu präsentieren, als Redekunst bezeichnet, „die vor der Überzeugung einhertritt und ihren Pfad mit Blumen bestreut“ (J 805).²⁵

Die Unterscheidung Johnsons „zwischen Charakteren der Natur und Charakteren der Sitten, Characters of nature and Characters of manners“, welche Lichtenberg in J 807 bespricht, traf ganz mit seinen eigenen Ansichten zusammen. Charaktere der Natur, die er für vorzüglicher hielt, schrieb Johnson Samuel Richardson zu, mit dem er persönlich befreundet war, hingegen Charaktere der Sitten Henry Fielding, den er als den oberflächlicheren Beobachter bezeichnete. Dass Lichtenberg bei allem Beifall und aller Hochachtung für Johnson sich doch sein ei-

genes Urteil bewahrte, erweist sein Nachsatz: „er tut dem vortrefflichen Fielding offenbar Unrecht“.²⁶ Schon durch die englische Sprache erweist sich J 808 als Exzerpt: „Johnson: Foote is quite impartial for he tells lies of everybody.“ Was Lichtenberg hier festhält, ist Johnsons Reaktion auf Boswells Lob des erfolgreichen Schauspielers Samuel Foote, dessen erheiternde Unterhaltsamkeit weitgehend auf der gelungenen Parodie auf bekannte Personen beruhte. Dabei erlaubte er sich freizügig Abweichungen von tatsächlichen Gegebenheiten, wohingegen Boswell Johnsons strikte Prinzipien sowie seine unbedingte Wahrheitsliebe und Vertrauenswürdigkeit nachdrücklich beteuert.²⁷ Ohne Zusammenhang, ganz nüchtern und sachlich, scheint die Eintragung J 809: „An dem Ufer des mittelländischen Meeres lagen die 4 größten Reiche der Welt, das Assyrische, das Persische, Griechische und Römische.“ Die Verbindung mit Lichtenbergs tiefer Italiensehnsucht und seinen eigenen frustrierten Reisehoffnungen wird erst deutlich durch diesbezügliche Ausführungen bei Boswell. Johnson, der selbst bis zum Ende seiner Tage eine solche Fahrt plante, erachtete Italien als Höhepunkt aller Reiseerlebnisse überhaupt, weil er sich erhoffte, dort die Grundlagen seiner eigenen Geistesbildung und der europäischen Zivilisation zu finden. Am Ufer des Mittelmeers erträumte er sich den Besuch der vier größten Reichen der antiken Welt, in denen sich alle europäischen Religionen, so gut wie alle Gesetze und Künste und fast alles darüber hinaus entwickelte, was europäische Sitten und Bildung über rohe Barbarei erhob.²⁸ Wie auch für Lichtenberg zerschlug sich dieser große Wunsch kurz vor der geplanten Erfüllung. Mr. und Mrs. Thrale, Johnsons Gönner und Gastfreunde, hatten ihn zu der großen Tour eingeladen, und alles war schon fest geplant, als der unerwartete Tod des neunjährigen, einzigen Sohnes und Erben die Familie Thrale in solche Trauer und Bestürzung versetzte, dass an eine Bildungsreise nicht mehr zu denken war. Erst Jahre später versuchten teilnahmevolle Freunde, hauptsächlich Boswell und Sir Joshua Reynolds, dem asthmatischen und unter Gicht leidenden Johnson durch Geldzuwendungen einen Italienaufenthalt zu ermöglichen. Anfänglich begeistert, lehnte dieser dann aber ab mit der Begründung, dass, sollte sich seine Gesundheit verschlechtern, er in der Nähe seines Arztes bleiben müsse und sich den Strapazen einer Reise nicht mehr aussetzen könne, sollte sich sein Zustand aber bessern, wolle er seine Freunde und seine häusliche Bequemlichkeit nicht mehr verlassen. Lichtenberg, sichtlich von ähnlichen Gefühlen und Gesichtspunkten bewegt, formulierte dementsprechend und ähnlich resignierend: „Sollte ich besser werden, so würde ich nicht geneigt, und sollte ich mich verschlimmern, nicht fähig sein die Reise anzutreten“ (J 806).²⁹

Durch den Vergleich von Lichtenbergs Notizen und seiner damaligen Lektüre von Boswells „Life of Johnson“ lässt sich zu sinnbezogenen Ursprüngen und Anregungen zurückverfolgen, was sonst als unvermittelter Augenblickseinfall erscheinen könnte. So die kurze, präzise, humoristisch gefasste Ausprägung von Ansichten und Vorbehalten sowohl über Klopstock als auch über dessen Werk und Bewunderer: „Einer überhüpft bei Vorlesung der Messiadie immer eine Zeile und die Stelle wird doch bewundert“ (J 810). Wie kommt Lichtenberg gerade jetzt auf

diesen Gedanken? Sein teilweise sehr kritisches Urteil über Klopstocks vielgerühmtes Erfolgswerk beruht auf eingehenden Überlegungen und längst erworbener Ablehnung tönender, aber ideenleerer Worte. Bereits 1769 in der frühen Beschreibung seiner selbst (B 81) betont er daher, dass ihm der 90. Psalm weit mehr bedeute als Klopstocks „Messias“, identifiziert durch die bekannten Anfangsworte: „Sing unsterbliche Seele pp.“ Von Dichtung forderte Lichtenberg, dass sie Kenntnisse fortpflanzt als „das Vehiculum von Weisheit“ (F 860). Folglich hielt er wenig von empfindungsvollen Gefühlsergüssen, wie er sie zum Beispiel in E 505 durch Klopstocks Ausblicke auf den Jüngsten Tag, sein „Hallen durch die Ewigkeit“ und „den Fußritten des Allmächtigen“ ironisiert. Was ihn aber zu einem bestimmten Zeitpunkt zur Niederschrift von J 810 bewegte, kann nur deshalb rekonstruiert werden, weil seine damalige Lektüre bekannt ist, denn auch hier liegt eine Verbindung zu Johnson vor, der James Thomson, dem Dichter der „Jahreszeiten“, zwar wahres poetisches Genie zugestand, aber unnötige, wortreiche Überschwänglichkeit beanstandete. Seine Lesung von Thomsons gerühmten Versen fand laut Boswell bewundernden Beifall, obgleich er dabei absichtlich zum Beweis seiner Ansicht jede zweite Zeile übersprang.³⁰

Die Konstruktion von J 810 zeigt die eigenständige Art, in der Lichtenberg sich mit seiner Lektüre auseinandersetzt und sich an ihr bestätigt fühlt, indem er „selbst Bemerkungen über den Menschen“ machte, um sich „dann, wenn ich in diesem Schriftsteller las, meiner Bemerkung wieder zu erinnern“ (E 257). Hier lässt sich nachvollziehen, was er unter Lesen und Verdauen versteht, und was er in F 170 so formuliert: „Wo ein Mensch was andere gesagt haben gut zu wiederholen weiß, hat er gewöhnlich selbst viel nachgedacht.“ Fast überspitzt bringt er dies dann auf den kürzesten Nenner, um den persönlichen Anteil an jeder guten Neubearbeitung von Gelesenem oder Gehörtem zu betonen: „Erfahrung, nicht lesen und hören ist die Sache“ (F 288). Es geht ihm also immer darum, „aktives und passives Lesen [zu] unterscheiden“ (E 266) und sich in aktivem Lesen zu üben, denn mechanisches Lesen und Nachahmen lähmt eigene Kräfte und vermag keine neuen Werte zu schaffen. Um sich das Wissen anderer fruchtbar zu machen, sind immer eigene „Beobachtung und Kenntnis der Welt“ (E 265) nötig. Der schalkhafte, knappe Ausspruch über Klopstock mischt eigene Ansichten mit Johnsons Erfahrungen gemäß Lichtenbergs Diktum: „Man muß viel selber beobachtet haben, um die Beobachtungen anderer so gebrauchen zu können als wenn es eigne wären“ (E 265).

In J 811 sind drei englische Sätze zusammengefasst, von welchen die beiden ersten unveränderte Zitate enthalten. Zunächst handelt es sich um eine juristische Auskunft an Boswell, der Johnson verschiedentlich in verwickelten Rechtsfragen zu Rat zog: „Misdemeanour is a kind of indefinite crime, not capital, but punishable at the discretion of the court.“ Gewöhnliche Missetaten gelten nicht als Kapitalverbrechen, sondern als Vergehen, die vom Gericht den jeweiligem Verhältnissen entsprechend zu bestrafen sind: Das zweite Exzerpt ist die bereits erwähnte Überzeugung Johnsons: „All theory is against the freedom of will, all experience

for it.“ Es folgt, auf Englisch, Lichtenbergs Vorsatz: „To look at Johnson[s] definition of *excise* and *transpire* in his Dictionary.“ Die Stelle bezieht sich auf Earl Marchmonts Versuch, Johnsons politische Gesinnung anhand seiner Definition beider Wörter zu prüfen, worauf Boswell sich dann vergeblich bemühte, Johnson zu einer klaren Stellungnahme herauszufordern. Bekanntermaßen erlaubte sich Johnson gelegentlich, seine Wörterbuchdefinitionen mit eigenwilligen, satirischen und nicht ganz ernst gemeinten Seitenhieben und Sticheleien zu würzen, was Boswell neben den oft zitierten Beispielen „Tory“, „Whig“, „Pension“, „Oats“ (dies gegen die Schotten), auch für „Excise“ bereits an früherer Stelle belegt.³¹

Lichtenbergs Interesse an den beiden Worten entspringt also keiner momentanen Laune, sondern bezieht sich auf Grundsätzliches in Johnsons Arbeitsweise sowie in seinen Charakterzügen und zeugt von intensiver Teilnahme an Gelesenem. So löst denn auch der Entschluss, zum „Dictionary“ zu greifen, weitere Beschäftigung mit Johnsons Werk aus, die sich in J 822, 863, 1041 und 1042 niederschlägt. Die nächste Notiz stellt nüchtern fest: „Hogarth’s parson Ford in der Punsch-Gesellschaft steht charakterisiert in Boswell’s Life of Dr. Johnson vol. 2. p. 263“ (J 812). Hier handelt es sich offensichtlich, wie sicherlich bei vielen Eintragungen, nur um eine Gedächtnisstütze. Ausgelassen ist sowohl Johnsons Beteuerung, dass Ford ein Neffe seiner Mutter gewesen sei, als auch Boswells Strategie, Johnson hier mithilfe von Hogarths „Modern Midnight Conversation“ solche Auskünfte zu entlocken. Auch geht Lichtenberg in seiner Notiz nicht auf eine ausführliche Anekdote über Ford ein, wonach dieser nach seinem Tod zweimal einem ehemaligen Hausgenossen erschienen sein soll, um ihm einen Auftrag zu erteilen, der allem Anschein nach tatsächlich wichtige Informationen enthielt. Boswell enthielt sich dazu einer eindeutigen Stellungnahme, obwohl ihn der Vorfall stark beeindruckte. Die Auskunft: „Der Parson in der Punsch-Gesellschaft soll Cornelius Ford sein, sonst gewöhnlich Parson Ford genannt“ ist der schon früher erschienenen Johnson-Biographie von Sir John Hawkins entnommen, in der berichtet wird, „Johnson, dessen Cousin er war habe ihn a man of great wit and stupendous parts, but of very profligate manners genannt“ (J 199). Lichtenberg las auch diese Biographie, wie überhaupt alles auf Johnson Bezogene mit wachem Interesse.³²

„Ein guter Gedanken von Johnson“ fiel ihm wenige Seiten später auf: „Es ist besser, daß unsere jungen Leute, wenn sie liederlich sein wollen, es außer Landes sind, so können sie alsdann einen neuen Charakter und ein neues Leben anfangen, wenn sie nach Hause kommen“ (J 813). Johnson äußerte diese Ansicht anlässlich satirischer Ausfälle gegen die Franzosen und seiner Behauptung, er habe aus seiner Frankreichreise nur den einen Gewinn gezogen, dass er seither mit seinem eigenen Land zufriedener sei und dass die Lebensspanne zwischen 19 und 22 – also das Alter der *Grand Tour*, der für die Oberschicht üblichen großen Bildungsreise – zwar besser sei als Nichtstun, sonst aber in fast jeder Beziehung nutzbringender angewandt werden könne.³³

Auf Lichtenbergs Interesse an den Aufsehen erregenden, politisch aggressiven Publikationen des anonymen Junius sowie an dessen wahrer Identität, weist die

kurze Notiz: „Burke denied it *sponaneously* that he was the author of Junius“ (J 814).³⁴ Diese Feststellung Boswells war für ihn schon deshalb von besonderem Interesse, weil er in England erfahren hatte, dass Edmund Burke „von vielen für den Verfasser der Briefe des Junius gehalten“ wurde (RA 24). Über den anonymen Autor dieser öffentlichen Korrespondenz urteilte Lichtenberg zunächst als Freund und Anhänger des von Junius satirisch bedachten Georg III. mit großem Vorbehalt: „Es gibt wohl wenig Namen, die so sehr verdienen in dem Tempel des guten Geschmacks aufgestellt zu werden, während als sie der Henker mit gleichem Recht an den Galgen schlägt, als der Name des englischen Junius.“ Er rühmt dessen „attischen Witz“, seine „Zaubereien der Beredsamkeit“, seinen „Eifer für die Constitution“, ja sogar die „Beleidigung der Majestät in einem beneidenswerten Ausdruck“, und erklärt ihn „in allem Betracht“ für einen „außerordentlichen Mann“ (B 374). Was allerdings Lichtenberg bei seiner Parteinahme für den König als „verabscheuungswürdige Beleidigung der Majestät“ empfand, gehört zu den satirischen Hieben, die sich der in seiner Anonymität sicher fühlende Junius gegen die Höchsten im Staat erlaubte und mit denen er sich ins Gespräch brachte und die allgemeine Aufmerksamkeit, selbst im Ausland, auf sich zog. Was Lichtenberg an bemerkenswerter Ausdrucksweise in D 666 mit „Zum Abgießen in Gips oder Gold“ festhielt, stammt zu größten Teil von Junius. Die betreffenden Stellen demonstrieren dessen geistreiche, humorvolle, aber unerbittliche Satire gegen die Einflussreichsten im Lande. Lichtenbergs Bewunderung gilt aber offensichtlich primär der außergewöhnlichen Sprachbeherrschung, der doppeldeutigen Ironie und dem beißenden Sarkasmus, die Junius in so knappe Worte zu fassen weiß wie in seinem vernichtenden Kompliment an den Herzog von Bedford: „You are indeed a very considerable man. The highest rank, a splendid fortune, and a name glorious till it was Yours.“ Mit gleichermaßen markanten Urteilen trat Junius gegen den damaligen Prime Minister (1768-1770), den Herzog von Grafton auf, der dank seiner Beziehungen zum Hof in jungen Jahren zu höchsten Würden aufgestiegen war und den Junius in einer oft zitierten Wendung als einmaliges Beispiel von Jugend ohne inneres Feuer brandmarkte. Lichtenberg verkürzt das wohl bekannteste Beispiel: „You have provoked that unhappy Gentleman to show us, that as You Yourself are a singular instance of Youth without spirit, the man who defends You is a no less remarkable example of age without the benefits of experience.“ In einem späteren Brief kommt Junius auf „some hereditary strokes of character“ in der Familie des Herzogs zu sprechen. Gewandt verbindet er dabei Angriffe sowohl auf königliche Vormachtstellung als auch auf die illegitime Abstammung der Graftons von Charles II, und schließt vielsagend und sarkastisch: „Sullen and severe without religion, profligate without gaiety, You live like Charles the second, without being an amiable companion, and, for aught I know, may die as his father did, without the reputation of a martyr.“ Auch Sir William Blackstone, der damals führende Richter und Rechtsgelehrte Englands entgeht nicht der beißenden Kritik des anonymen Autors. „We have now the good fortune to understand the Drs. principles as well as writings. For the defence of truth of law and

reason, the Drs. Book may be safely consulted“, wird hier anscheinend mit williger Zustimmung bestätigt, um dann zum entscheidenden Schlag auszuholen: „but whoever wishes to cheat a neighbour of his estate, or to rob a country of its rights, need make no scruple of consulting the Dr. himself“. Noch einmal exzerpiert Lichtenberg über den Herzog von Bedford: „His charity has improved upon the proverb and ended where it began“, wozu er erklärend das englische Sprichwort einschleibt, auf das hier angespielt wird: „charity begins at home“ (D 669). Auch das folgende Zitat aus den Junius-Briefen findet Lichtenberg in dieser Zusammenfassung glänzender Formulierungen erwähnenswert: „Good faith and folly have so long been received as synonymous terms, that the reverse of the proposition has grown into credit, and every villain thinks himself a man of abilities.“ Er rühmt dies als „eine gute und starke Periode“, obwohl er auch anmerkt, dass „die ersten Worte nicht ganz deutlich ausgedrückt sind, denn zwei synonymische Worte nebeneinander gestellt machen noch keine Proposition“ (D 666).³⁵ Der Zusatz stellt sein ausgeprägtes Sprachempfinden unter Beweis, zeigt aber auch, dass er „good“ und „faith“ als zwei getrennte Substantive auffasste, während es sich in Wahrheit um eine Kombination von Adjektiv und Substantiv handelt, die im Englischen einen einheitlichen Begriff darstellt, der dem deutschen „guten Glauben“ entspricht.

Deutlich verdrängt Lichtenbergs Bewunderung zunehmend seine anfänglichen Vorbehalte gegen die beißende Satire der Junius-Briefe. Um die stagnierende deutsche Gesellschaft aufzurütteln, empfiehlt er geradezu: „Es wäre nicht übel, wenn jemand solche Briefe an einige der Herrn schriebe wie Junius an die Minister“ (F 106); desgleichen bei dem Vorschlag: „Der gegenwärtige Zustand der deutschen Literatur [...] schreit laut für Hülfe: Junius's wäre die beste“ (F 153). Was allerdings Junius sich dank seiner undurchdringlichen Anonymität erlauben konnte, war selbst in England anderen nicht möglich und in den deutschen Kleinstaaten gänzlich undenkbar, weshalb Lichtenberg seine Kritik an öffentlichen Zuständen vorzugsweise in Literatur- und Gelehrtsatire verschlüsselte. Junius diente ihm dennoch als vorzügliches Vorbild, wie ein Versuch zeigt, seine lang gehegten Gedanken über seichte Modeerscheinungen neu zu formulieren. „Zu deutlich nach Junius“ (F 181) fand er jedoch dann. „In der ganzen Antwort gegen Z. und L. (Zimmermann und Lavater) muß Junius herrschen“, nahm er sich vor und fasste die sprachliche Schlagkraft des anonymen Auf- und Anregers knapp und glänzend zusammen: „Kürze mit Stärke und Donner mit Blitz“ (F 714). Besonderes Interesse zeigt Lichtenberg auch für eine Fußnote, mit welcher Junius in der von ihm selbst zusammengestellten und ausgearbeiteten ersten Ausgabe seiner Briefe (1772) seinen schärfsten und hartnäckigsten Widersacher zu entwandeln sucht. Lichtenberg notierte sie sich vollständig, einschließlich einer auch auf ihn zutreffenden „Stelle aus einem Briefe des Pope an Dr. Arbuthnot“, denn wie Johnson und Lichtenberg selbst zitierte auch Junius souverän aus den Schätzen der alten und neuen Literatur. Sie schließt mit dem Satz: „My greatest comfort and encouragement to proceed has been to see that those, who have no shame, and not fear any thing else,

have appeared touched by my satires“ (F 211).³⁶ Beiden Autoren gegenüber hält Lichtenberg sich an seinen Vorsatz, so viel als möglich über Schriftsteller in Erfahrung zu bringen, denen er Bewunderung zollt. Noch bis in seine letzten Jahre beschäftigt ihn die Frage nach der wahren Identität des wortgewaltigen Satirikers Junius (L 478). Und beim Lesen der Junius-Briefe wie auch bei der Lektüre von Boswells „Life of Johnson“ befolgt er seine eigene Anleitung: „Wenn du ein Buch oder eine Abhandlung gelesen hast [...] abstrahiere dir immer etwas daraus zu deiner Besserung, zu deinem Unterricht oder für deine Schriftsteller-Ökonomie“ (J 2070).³⁷

Bei dieser Art der geistigen Verarbeitung und der Amalgamierung verschiedener Einflüsse verwischen sich die Spuren leicht, und die ursprünglichen Auslöser eines Einfalls lassen sich nicht immer nachweisen. Die Überlegung: „Es könnte ein Ohr geben für welches alle Völker nur *eine* Sprache redeten“ (J 815), könnte zum Beispiel angeregt sein von Johnsons Begeisterung für die Pflege aller Sprachen, auch der unbekanntesten und kaum mehr gesprochenen, und von seinem Wunsch, dass man sie alle erhalten und studieren solle.³⁸ Gedanken zur Funktion des Ohres tauchen bei Lichtenberg immer wieder auf, sowohl in rein physikalisch-akustischer als auch in psychologischer Bedeutung. In J 815 steigert sich die Vorstellung ins Transzendente, „Ohr“ wird zum *pars pro toto* für ein höheres, allwissendes Wesen.

J 816 gehört zu den Niederschriften, die viele Vorstellungen hervorrufen und die unterschiedlichsten Interpretationen rechtfertigen könnten, bei denen aber der Sinn, den Lichtenberg darin verschlüsselte, letztlich dennoch offen bleiben muss: „Eine Kutsche von 6 Phönixen gezogen. Johnson.“ Dass auch hier eine Beziehung zu Boswells Biographie besteht, deutet schon der Name Johnson an. Welche Vorstellungen sich aber mit der Kutschen-Metapher verbanden, lässt sich nicht mit Bestimmtheit festlegen. Selbst dann nicht, wenn man die Stelle zu Rate zieht, auf die hier angespielt ist: ein Gespräch unter Freunden über David Garricks ungewöhnlich aufwendiges und prunkvolles Begräbnis. Vor allem wurde gerühmt, dass vor jede Kutsche sechs Pferde gespannt waren, worauf der jeder Verschwendung und jedem persönlichen Kult abholde Johnson empört behauptete, „sechs Pferde so wenig wie sechs Phönixe“. Ungewiss bleibt, wie Lichtenberg die Metapher auslegte und inwieweit bei dem Eintrag Erinnerungen mitspielen an den bewunderten Garrick oder Überlegungen zu dem von Boswell verschiedentlich dokumentierten Reisevergnügen Johnsons in besonders schnell dahingaloppierenden Postkutschen.³⁹

Im Folgenden pflichtet Lichtenberg nicht nur Johnsons Unterscheidung „zwischen Liberty of conscience and liberty of teaching“ bei, er hält diese Erklärungen sogar für „das Beste, was sich für das Religions-Edikt sagen läßt.“ Er wendet sie auch sogleich auf eigene Ansichten in der Kindererziehung an, wobei er den Quäker in Johnsons Beispiel in einen in Deutschland damals besser verständlichen Herrnhuter umsetzt (J 817).⁴⁰ „Busts have no hands and therefore cannot steal“ (J 818) scheint ein Zitat aus Boswell zu sein, ist aber ein von Lichtenberg geprägter